

Katholisches Sonntagsblatt

der Diöcese Breslau,



mit der illustrierten Beilage „Die katholische Welt“.

Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 Mk.,
durch die Buchhandlungen, Agenturen, Kolporteurs monatlich 50 Pf.
Bei Abholung in der Geschäftsstelle Summerei 39/41 monatlich 45 Pf.

Telefon 222 71.
Postfach Nr. 190.
Schles. Volksztg., Breslau.

Anzeigenpreise in Goldmkt.: Anzeigen geschäftl. Art 35 Pf., kl. Anzeigen
nicht rein geschäftl. Art 20 Pf., Stellengesuche 15 Pf., -angebote 20 Pf.,
Heiratsanzeigen 30 Pf. für die Millimeterhöhe Erfüllungsort Breslau.
Schluß der Inseratenannahme 10 Tage vor Erscheinen jeder Nummer.

Nummer 27

Breslau, den 1. Juli 1928

Jahrgang XXXIV

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium (Matthäus 5, 20–24.)

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener ist, als die der Schriftgelehrten und Phariseer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll dem Gerichte verfallen. Ich aber sage euch, ein jeder, der über seinen Bruder zürnt, der soll dem Gerichte verfallen. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Raca, der soll dem hohen Räte verfallen; und wer da sagt: du Gottloser, der soll dem Höllenfeuer verfallen. Wenn du also deine Gabe zum Altare bringst und dich daselbst erinnerst, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe vor dem Altare, gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe.

Epistel.

Die Lektion des heutigen Sonntags ist entnommen dem 1. Petrusbrief, Kapitel 3, Vers 8–15.

„Ehrliche Liebe“.

In diesen zwei Worten steht die Liturgie von heute ausgesprochen. Unter umrankenden Gebetsgedanken werden wir darin ihren Kerngedanken finden. Ehrliche Liebe bedeutet Seelenreichtum, gern geschenkt, vielen gereicht, ganz hingegeben; bedeutet Innerlichkeit, Gesinnung, moralischen Wert. In der Epistel bietet uns Petrus ein ganzes Magazin von Motiven, Segnungen, Urten und Forderungen ehrlicher Liebe. Wir brauchen's nur sorgfältig auszuholen und die Maßstäbe nacheinander an das Leben im Alltag anzulegen. Wir werden genug zu tun haben, wollen wir Petri Worte ernst nehmen und rüstend, sichend, schlichtend mit unserem Leben in Einklang bringen.

Geliebteste: Seid doch alle eines Sinnes.

Voll Mitleid und brüderlicher Liebe.

Barmherzig, bescheiden, demütig.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem.

Nicht Schmähung mit Schmähung.

Im Gegenteil: segnet,

Denn dazu seid ihr berufen, daß ihr Segen erbt.

Denn wer das Leben liebt

Und gute Tage sehen will,

Der bewahre seine Zunge vor dem Bösen

Gotteslob.

Lobt den Herrn, ihr Wesen alle,
All ihr Werke seiner Hände,
Lobt den Herrn; denn er ist mächtig,
Gütig ist er ohne Ende.

Lobt den Herrn, ihr Menschenkinder,
Von Geschlechte zu Geschlechte,

Alle, die ihr hohen Hauptes
Geht die weiten Erdenpfade,
Lobt den Herrn für seine Treue,
Lobt den Herrn für seine Gnade.

Fr. W. Weber.

Und seine Lippen, daß sie nicht Trug reden.
Er lasse ab vom Bösen und tue Gutes,
Er suche Frieden und trachte ihm nach.
Denn die Augen des Herrn blicken auf die Gerechten,
Seine Ohren horchen auf ihre Bitte,
Das Angesicht des Herrn aber wendet sich gegen die,
Die Böses tun.
Und wer kann euch schädigen, wenn ihr Eiferer
Des Guten werdet?
Selbst wenn ihr um der Gerechtigkeit willen leidet,
Seid ihr noch heilig.
Ihren Schrecken aber fürchtet nicht,
Noch laßt euch vermissen.
Doch den Herrn Christus heiligt in euern Herzen.

Da atmet freilich urchristlicher Geist, so wie er dem großen Gottesherzen abgelaußt worden ist. Das waren Menschen, die mit der echten Liebe wirklich ernst gemacht haben, Menschen, die nicht nur predigten, sondern selbst diese innerlichste, ehrlichste Liebe anderen, allen geschenkt haben. Sie wußten, wie die Liebe Christi sie selbst zur Liebe verpflichtete, wie sie gebunden waren, diese Liebe weiterzugeben, und wie sie nur Segen stifteten, Segen erben, selig waren und mehr wurden, und gerade dann, wenn ihre Liebe leiden mußte, Verfolgung ertrug. Diese mutige Liebe,

die nie fürchtete, nicht verwirrt werden konnte, gab ihnen ein Christusausssehen. — Ja, man möchte heut durch alle Straßen rennen, in die Salons und in Fabriken hineinrufen, in Häuser und Stuben hineinbetteln: Seid doch alle einig, voll Mitleid und brüderlicher Liebe.

Die Menschenliebe muß eine Seele haben, wenn sie nicht nur schöne Etikette, Höflichkeitsphrase, Blendwerk, Gesellschafts- und Anstandssache sein will. Eine innere Ehrlichkeit muß da drinnen sein. Freilich kann man nicht mit allem Liebeheischenden persönliche Beziehungen anknüpfen, nicht mit allem in gleichem Maße herzlich sein. Aber auf einen gewissen Grad der Ehrlichkeit müssen wir es bringen, wenn wir mit unserer Menschenliebe überhaupt vor dem Herrgott zurecht bestehen wollen. Es muß dazu auch mehr sein, als nur so „leben und leben lassen“, korrekt sein, keinem zu Schaden sein, keinem in den Weg treten. Von uns, den überreich, über Gebühr beschenkten Jüngern der Liebe Christi kann schon etwas mehr verlangt werden, etwas von innen heraus, Gesinnung, tieferes Verständnis, höheres Hilfemotiv. Unser Herr redet da nicht so gewählt wie sein Apostel Petrus; im Evangelium hat er Juden vor sich, die sich mit der alt-hergebrachten Gesetzes- und Werkgerechtigkeit genug zu tun pflegten. Da mußte er deutlich, konkret, anschaulich, persönlich werden, auch schon scharfe Lichter aufsetzen, damit diese Schatten entstehen. So wird jeder seiner Zuhörer begriffen haben, was er wollte, und wir wollen den seinen Sinn darin entdecken.

Wenn eure Gerechtigkeit nicht mehr — besser, ehrlicher, — ist als die der Pharisäer, so ist's nichts mit euch, braucht ihr euch auf einen Lohn von Gott nicht zu freuen, ja mit der gesinnungslosen Tuerei „werdet ihr nicht eintreten ins Himmelreich“.

Früher hat es einmal gegolten: Du sollst nicht töten; — ich sage euch, ihr sollt nicht einmal zürnen! Nicht einmal in verächtlicher Beschimpfung mit Raka und Narr sollt ihr euch betiteln. Bis ins Innere soll die Sache in Ordnung kommen und bleiben. So tief will die Liebe Christi, der sich unser erbarmt, uns getragen und geschont hat, vordringen, daß wir trotz allem die Liebe nicht preisgeben. Ja, und wenn einer käme und hätte in religiöser Gesinnung sich ein Opfer vorgenommen, der soll zuerst einmal Einschau halten, ob er nicht mit jemand in schuldbarer Feindschaft steht. Fällt ihm das ein, dann soll er sein Opfer auf dem Tempelplatz liegen lassen, heimgehen und sich mit seinem Bruder versöhnen. Dann kann er kommen und opfern. Jetzt hat's erst Sinn und Seele, so ein Opfer, wenn dahinter die Liebe und der Friede leuchten.

Praktisch gesprochen: Sollten wir nicht an der Kirchthüre, ehe wir zum großen, unendlichen, göttlichen Versöhnungsoffer des Herrn schreiten, vor seinem Altar uns niederlassen, um seinen Frieden zu empfangen, sollten wir nicht da ehrlich beten: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben? Das Schlußgebet der Messe von heute gibt uns diesen Gedanken: Gott möge uns frei machen von unseren „geheimen“ Fehlern, damit unsere Gerechtigkeit, unsere Gesinnung wirklich ehrlich ist. Gerade vom Altaropfer der Liebe sollen „Mitleid und brüderliche Liebe“ mit unter die Menschen gehen.

Gebetsgedanken aus der Liturgie.

„Herr, ob deiner Kraft freut sich der König, und über dein Heil ist er voll Jubel.“ (Psalmvers vor dem Evangelium.) Eines Fürsten höchste Ehre und größtes Glück ist das Wohl seiner Untertanen. So ist es auch im Gottesreiche. Was gibt es für den Gesalbten des Herrn (Christus) Höheres, als daß die Glieder seiner Kirche vom Fürsten der Finsternis sich losringen und in der Gotteskraft der Gnade lebendige Abbilder des Allheiligen werden. Dann ist sein Erlöserherz befriedigt und voll Freude, wie das Psalmwort es kündigt.

Groß sind die Anforderungen an uns Christen. Der Heiland führt im Evangelium heut eine sehr ernste Sprache. Scharf trennt er die Gerechtigkeit, die er fordert, von der äußeren der Schriftgelehrten und Pharisäer. Nicht nur die böse Tat ist in Acht und Bann erklärt, sondern schon die unedle Gesinnung. Nicht gerecht scheinen wir, sondern sein. Nicht umsonst wählt der Herr sein Beispiel aus dem fünften Gebot. Die Ueberwindung des Zornes, der Bitterkeit und Abneigung und wahres Von-Herzen-Verzeihen ist wohl das Schwerste für uns. Die Feindesliebe ist die Edel Frucht christlicher Güte. Ohne diese innerste Lauterkeit will Gott kein Gebet, kein Opfer von uns. Erst den ernstesten Willen haben, Ruhe in uns zu schaffen und den Nächsten ohne Abneigung wieder anzugehen — und dann wird unser Beten und unsere Berufung auf die unendlichen Mittlerverdienste Christi im Opfer Erhörnung finden.

Uebermenschlich ist, was von den Christen gefordert wird — aber nicht unmöglich. Die Gnade des Herrn ist kraftvoll genug, in uns alles Sündverderben zu beheben und das Feuer der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit zu entzünden. Der Heiland

vermag nicht nur selbst die größte Feindesliebe bis ans Kreuz zu üben, er kann auch uns alle mit diesem Geiste erfüllen. — Seine Verdienste gestalten die der Finsternis der Lieblosigkeit verfallene Erde um in ein wahres Gottesreich voll Milde und wahrer Güte. Soll das Herz Jesu darüber keine Genugtuung empfinden? „Herr (Vater), ob deiner Kraft freut sich der König, und über dein Heil ist er voll Jubel.“

O. S. B., Grüssau.

Der Völkerapostel.

Ein Heiligenbild auf den 29. Juni

von Dr. Hans Sauerland.

Ueber Paulus zu reden, ist ein Wagnis; denn er steht so hoch über uns allen, daß der klügste Gedanke und das feinste Wort nicht an seine Größe heranreicht. Man muß von ihm ergriffen und erschüttert sein, wie er selbst von Christus ergriffen war. Und wäre unser Herz auch übergelb von ihm, so wäre unsere Sprache doch zu abgebraucht, um seiner Einmaligkeit gerecht zu werden. Eine schlechte, stümperhafte Farbskizze — mehr können und wollen diese Blätter nicht sein.

Ich suche nach einem Vergleich seiner irdischen Erscheinung und Wirksamkeit. Wenn eine gewaltige Orgel ihre Tonsfluten über die reglosen Menschen in einer kleinen, engen Kirche wirft, daß sie erschauern ob dieses Ungeheuers, wenn das ganze Schiff der Kirche in sie verwandelt und aufgelöst scheint, wenn sich die Posaunen des letzten Gerichts in den süßen Seelenton der Aeolsharfe mischen — dann wird man ganz von fern an Pauli Wirksamkeit unter den ersten Christen erinnert; denn auch er kam wie eine reinigende Windbraut über die vermorschten Kulturstätten der alten Welt. Er war das leibgewordene Urchristentum, das in seinen Briefen den Jubel der Erlösung und den Todeschrei des Martyriums aufbewahrt hat.

Warum nun haßte dieser einzigartige Mensch im Anfang ebenso sehr, wie er später liebte? Sicherlich aus der tiefsten Enttäuschung seines wildpoehenden Herzens. Er war ein Jude der Diaspora, einer, der die Schmach des auserwählten Volkes draußen, verloren in der Menge der Unterdrückten, schärfer empfand als die Stammesgenossen zu Hause. Empört, das Brandmal einer verachteten Rasse tragen zu müssen, lechzend nach Rache, finsterner Träume voll hört er im fernen Tharsus die Kunde von dem neuen Messias. Das reißt ihn hoch, er eilt nach Jerusalem, um der Erste bei der Gründung des neuen Reiches zu sein. Statt dessen sieht er einen zerschundenen Menschen, den Juden und Römer sich als Fangball zuwerfen, sieht das Ende seiner Hoffnungen unter dem Kreuze auf Golgatha besiegelt und ist halb irr vor Kummer und Zorn. Aus seiner Dästerheit steigt die Springslut rasender Wut auf. Da er den „Betrüger“ nicht mehr töten kann, erschlägt er seine Jünger. Jeder Steinwurf ist ihm eine Zerschmetterung des Bösen, den er sich selbst gebildet. Aber die Enttäuschung seiner Hoffnungen hat ihn nicht abgekühlt; noch immer brennt er lichterloh. Vielleicht spielt er, als er nach Damaskus reißt, selbst mit dem Gedanken, das Zepter Davids an sich zu reißen und die Herrschaft der fremden Eindringlinge wie die Köpfe der Messiasjünger zu zertrümmern.

Da umleuchtet ihn die Herrlichkeit Gottes. Die Gnade trifft ihn nicht wie ein erquickender Regen, sondern wie ein Blitzstrahl, so daß er zu Boden stürzt und sein Troß, der Riesentrophäe eines Luzifers, in einem Schrei der Erkenntnis und Reue zusammenschmilzt. Dieses Erlebnis ist so ganz göttlich, daß wir es nur schweigend erahnen können. Auch Paulus, der doch so gern seine Erschütterungen offenbart, wahrte über diese Begegnung ein heiliges Schweigen. Wie hätte er auch jetzt reden können? Der Volksaufwiegler mit der angeborenen Redegewandtheit vermag nur noch zu stammeln, so furchtbar hat ihn Gottes Erbarmung ergriffen. Mehrere Jahre lang begräbt er sich selbst in der Wüste, um seiner aufgestörten Seele Zeit zur Wandlung zu lassen. Als die Neuschöpfung vollendet ist, geht er in seine Heimat Tharsus; denn noch ruft ihn Gott nicht zur Arbeit in seinen Weinberg.

Seine nationalistischen Träume hat er für immer aufgegeben; ihm gilt nur noch der Mensch, gleichviel ob Heide oder Jude. Wozu sich die anderen Apostel erst mühsam durchringen müssen, hat ihn eine bittere Erfahrung gelehrt. Schon steht er geistig über den Jüngern des Herrn; seine Gedanken sind weiter, seine Ziele hochstrebender; die Kühnheit seiner Gottes- und Menschenliebe zerbricht die starren Regeln jüdischer Gesetzesstrenge. Er denkt am konsequentesten die Worte des Heilands weiter, er ist am besten für die Missionierung der Welt gerüstet. Soll er noch länger im Verborgenen bleiben?

Wäre seine Läuterung nicht so echt und tief, er würde vielleicht eines Tages kraft eigener Berufung auf den Märkten von Ephesus und Korinth gestanden und Christus gepredigt haben. Der Unaeduldigste aber gibt der Welt das rührendste

„Fürchtet euch nicht! . . .“

Ein Bild aus der französischen Revolutionszeit.

Erzählung von Carolus Asper.

Fahler Dezembertag mengt sein graues Licht mit dem düsteren Schein der drei schwelenden Lampen an der Decke des Sitzungsaaes. An einem rohen Tisch waltet das Revolutionsgericht blutiger Wichtigkeit seines Amtes.

Der weite Raum liegt in verschwommenem Zwielicht, kaum, daß man gerade die an der Schranke stehenden Angeklagten notdürftig erkennen kann. Wie körperlose Schatten hocken Frauen und Männer aller Stände in Erwartung ihres Aufrufs längs der Wände. Keiner der vielen ist im Zweifel über sein Schicksal. Das Ende 1793 hatte durch die Vernichtung der letzten Reste des katholisch-royalistischen Heeres in der Schlacht bei Savenay die Machthaber zu unumschränkten Herrschern Frankreichs gemacht und das Schafott hatte alle Arbeit, um die Urteile des Schreckensgerichtes zu vollstrecken, das für alle mit verschwinnenden Ausnahmen immer denselben Spruch hatte: Der Tod!

In der Nische eines schmalen hohen Fensters sitzt einsam eine Frau von auffallender Schönheit. Dreißig bis fünfunddreißig Jahre. In Wirklichkeit ist sie älter, aber ein holder Schimmer von Güte und Reinheit verjüngt sie.

Inmitten der andern steht nicht weit von ihr mit auf dem Rücken verschränkten Händen an der Wand ein Mann, der auch ohne Soutane und Tonsur den Priester nicht verleugnen könnte. Wie ein Glorienschein umgibt reiches, weißes Haar den ausdrucksvollen Kopf. Aufopfernde Hingabe an sein heiliges Amt, unerbittliche Strenge gegen die Sünde und tiefes Erbarmen mit dem Sünder waren zeitlebens die Grundlage seines Priestertums gewesen. Gerecht und gütig, geliebt und verehrt von allen, die ihn kannten, ein frommer Diener seines himmlischen Herrn und der heiligen Gottesmutter, ein treuer Hirte seiner Herde.

Er kannte fast alle hier im Saal seit ihrer Jugend. Neben der Vendee und der Bretagne war die Normandie den blutigen Machthabern des neuen Frankreich ob ihrer Kirchen- und Königstreue tief verhaßt, und sie hatten sie nun einmal gründlich ausgeräumt vom hörigen Bauern bis zum Geweihten des Herrn und zum Grandseigneur. So waren die meisten seine Landsleute. Blühende Jugend, Greise am Rand des Grabes zogen in bunter Reihe an ihm vorüber. Tiefe Trauer erfüllte des gütigen Priesters Herz, aber auch hohe Freude: All der Leichtsinn, all die hohle Genußsucht, die Gleichgültigkeit und Roheit auch, die er so oft auf der Kanzel und im Beichtstuhl hatte rügen müssen mit harten Worten in heiligem Zorn, hier im Angesicht des Todes waren sie abgefallen wie wertlose Schlacken vom edlen Gold im läuternden Feuer des Schmelzofens. Er hatte doch recht gehabt mit seinem unerschütterlichen Glauben an das Gute auch im tiefsten Sünde verstrickten Menschen. Selten hatte er so edle Freude an seinem heiligen Amt gehabt, wie hier im Kerker, wo so mancher, der früher den Priester nur vom Ansehen kannte, ihn suchte in aufrichtiger Bußfertigkeit, nicht so sehr aus Furcht vor dem göttlichen Gericht, sondern vielmehr in durch Leid erstrittener Selbsterkenntnis und Umkehr. Und wo ein „vive la Republique“ oder eine Verleugnung ihres Glaubens sie hätte retten können, standen sie zumeist treu zu ihrer Ueberzeugung und starben für sie mit Stolz und Würde.

Auch die Marquise dort im Fenster hatte er schon gekannt, als sie noch Florence de Montivilliers war, ebenso, wie ihre früh verstorbene Mutter und ihren harten, verschlossenen Vater. Als sie kurz nach der Seligsprechung der Gründerin des Ordens das Kloster der Ursulinerinnen mit 16 Jahren verließ, vollendet er-

¹⁾ Nach jahrelangen Vorbereitungen und eingehenden Erhebungen wurden am 17. Oktober 1928 vom Heiligen Vater in der Sankt-Peter-Kirche unter großer Feierlichkeit und zahlreicher Assistenz 191 Märtyrer geistlichen Standes selig gesprochen, welche der französischen Revolution zum Opfer gefallen waren. Nach einer lebhaften Schilderung der „unbeschreiblichen Akte von barbarischer Grausamkeit, welche Gottlose und Glende während der französischen Revolution begingen, die kaum noch des Namens von Menschen würdig waren; durch rohen Zwang vereinsamte Gotteshäuser, geschändete heilige Insignien der katholischen Religion, widerrechtlich ermordete Bischöfe, Priester und fromme Laien“, gab der Heilige Vater offen und frei die Gründe all dieser Verbrechen an: „Diese Legion frommer Menschen ist hingeschlachtet worden, weil sie sich geweigert hatten, eine Eidesformel auszusprechen, die, von der weltlichen Macht dekretiert, allen Rechten der Kirche und der Gewissensfreiheit entgegen war, oder weil sie sich den neuen, politischen Einrichtungen gegenüber nicht wohlwollend genug gezeigt hatten.“ Am Schluß seiner Ansprache wies der Heilige Vater in ergreifenden Worten auf die zur Zeit bedrückend ähnlichen Verhältnisse in Mexiko hin, wo ebenfalls unter wütenden Verfolgungen seitens der Gottesfeinde leider schon viel zu viel edles Märtyrerblut geflossen ist.

(Das in Anführungszeichen Gesezte sind eigens Worte des Heiligen Vaters.)

zogen und gefestigt im Glauben, fröhlichen Gemüts und mit offenem Sinn für alles Schöne, konnten ihr auch die rauschenden Feste auf den Schlössern ihres Vaters und der Nachbarn, deren gefeierter Mittelpunkt sie bald war, nichts anhaben. Als Priester und Mensch freute er sich der reinen Mädchenblüte; nur als sie mit siebzehn Jahren dem fast siebzigjährigen Marquis d'Armand aus Familienrücksichten verlobt wurde, ergriff ihn tiefe Sorge um ihr Heil, und nur schweren Herzens und unter heißer Fürbitte für sie hatte er das ungleiche Paar getraut. Der Segen des Himmels blieb nicht aus. Nicht nur zufrieden, sondern glücklich wurde die junge Frau, so wunschlos glücklich, daß ihr nicht einmal in Gedanken die Versuchung nahte, anderwärts zu suchen, was ihr bei dem Gatten versagt bleiben mußte. Ihr einziges Bestreben war, auch ihn zu beglücken. Klar wie ein Spiegel lag ihre Seele vor ihm, ihrem Beichtiger; hätte auch nur ein Schatten sie getrübt, er wäre ihm nicht unbemerkt geblieben. In dem wilden Strudel von Leichtsinn und Genußsucht, der sie umbrauste, blieb sie rein, wie sie das Kloster verlassen. Mit seiner zarten, väterlichen Liebe, seiner sanften Güte und treuen Fürsorge machte der Gatte ihr dies auch leicht. Daß aus der frischen Mädchenknospe eine edle, vollgereifte Frauenseele erblüht, allem Schönen und Guten weit geöffnet, aber blind gegenüber dem vielen Häßlichen und Sündigen um sie her, hatte sie zum großen Teil dem Marquis zu verdanken und blieb ihm auch dafür in Treue erkenntlich über das Grab hinaus. Als er nach fünfzehnjähriger glücklicher Ehe die Augen geschlossen, war ihr größter Kummer, daß sie ihm zu Lebzeiten seine Liebe und Güte nicht genügend gedankt, obgleich er mit einem Segenswunsch für sie gestorben.

Natürlich fehlte es der schönen, jungen und reichen Witwe nicht an Bewerbern, aber die Furcht vor schmerzlicher Enttäuschung ließ sie alle abweisen, und nach Jahrzehnten noch lebte sie in unberührter Jungfräulichkeit ganz dem Andenken des Verstorbenen in guten Werken.

„Der Bürger La Heve!“

Die Gruppe der Gefangenen hat sich gelichtet, ohne daß der Priester in seinem Sinnen es bemerkt hätte. Des Gerichtsdieners heiserne Stimme schreckt ihn auf.

„Dein Name, Vorname und Stand, Bürger?“

„Charles Henry, Marquis de la Heve, Graf von Hoc, Herzog von Sanvic.“

Ein Adeltiger von reinstem Geblüt, der eifrigste Bewerber um die Gunst der verwitweten Marquise, zugleich der ungeeignetste, sie ihren verstorbenen Gatten vergessen zu machen. Wohl ein schöner, stattlicher und eleganter Kavaliere, doch überall zu finden, wo das Leben die höchsten, oft aber auch die schmutzigsten Wogen warf. Einer der regelmäßigen Besucher nicht allein der üppigen Hofeste, sondern auch der vielen Lasterstätten von Paris, ein Lebemann, der sich über alles, was über Waffen und Weiber, über Spiel und Tanz hinausging, noch nie Kopfzerbrechen gemacht hatte und für den, wenigstens beim Mann, der Mensch erst beim Baron anfang, — bei Frauen war er weniger wählerisch. Knirschend steht er nun vor dem von ihm so tief verachteten Plebs und muß ihm mit stiller Wut zugestehen, daß er wenigstens zur Zeit die Macht in Händen hat, der er sich fügen muß. Aber sein Mut und Stolz sind ungebrochen, seine Verachtung ist nicht geringer, sie einen sich in ihm mit der Todesverachtung des Fatalisten, der er immer gewesen. Bah! — Möchten sie ihn köpfen! — Was lag daran? — Beugen würde er sich dem Pöbel nie! — Stolz nahm er den unvermeidlichen Spruch entgegen, und grüßte im Vorbeischießen den Priester und die Dame so achtungsvoll, so ruhig, als ob nichts geschehen und er ihnen an der Pforte von Notre-Dame oder auf dem Parkett begegnet wäre.

„Der Bürger Andre Quesnel!“

Ein stämmiger Mann mit einem wahren Stiernacken, Empörung und Trotz auf der wuchtigen Stirne. Er ist weder Marquis, noch Graf, kein Tropfen blauen Blutes fließt in seinen Adern. Er wäre für die Republik gewesen, so gut, wie irgendein anderer, wenn seine Herrschaft ihm nur den Weg zu ihr bereitet hätte. Er hatte es aber so gut gehabt, daß er gar kein Bedürfnis nach einer Aenderung seiner sozialen Lage empfand, am wenigsten, seit er der Marquise das Leben gerettet, da ihr Gespann mit ihr durchgegangen war und er es mit seiner herkulischen Kraft zum Stehen gebracht. Was kümmerte ihn „tiers-etat“ und die übrigen Schlagworte, von denen er doch nichts verstand, solange er seine Arbeit und sein Brot hatte und mit seinen kleinen Anliegen jederzeit zur Herrschaft kommen konnte! Erst als die Führer der Revolution ihre gottlosen Hände an die heiligen Diener der Kirche zu legen wagten, und bei dem „Fest der Vernunft“ am 10. November eine Dirne auf den Altar von Notre-Dame setzten mit dem Befehl, sie anzubeten,²⁾ schlug seine politische Gleichgültigkeit in offene Empörung um, aus der er kein Hehl machte. Er war ein frommer Normanne und an das Hei-

¹⁾ Historisch.

ligste ließ er nicht rühren. Mit Begeisterung schloß er sich einer Verschwörung gegen die Tempelschänder an, wurde von einem guten Freunde denunziert, und sollte nun, mit seinem Kopf büßen für das, was er getan und auch sofort wieder tun würde. Mit Freuden war er bereit, sein Leben hinzugeben, um seine ewige Seele zu retten.

„Christus regnat!“ war seine Antwort auf das „Vive la République“ Hormans.

„Der Bürger Brancas!“

Ein junger, ganz junger Mann. Ach, er kannte ihn auch. Mit treuen Priesterhänden hatte er ihn geleitet und getragen, damit er sich mitten im üppigen Hofleben die Reinheit zu bewahren vermochte. Einer der Leibpagen der Königin war er gewesen, der unglücklichen Fürstin in schwärmerischer Verehrung ergeben. — Er findet noch Zeit, dem Priester ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen, als er dem Rufe Folge leistet, und die Marquise mit tiefer Verneigung zu grüßen. In ihrer Güte und Reinheit war sie seinem kindlichen Gemüt wie eine irdische Verkörperung der Himmelsmutter erschienen, und die schönsten Stunden seines jungen Lebens waren sie gewesen, die er auf ihrem Schloß in ihrer und des verehrten Priesters Gesellschaft verbringen durfte. Einen kurzen Blick wechseln Priester und Marquise und beider Herz krampft sich in innigem Mitleid mit dem Geschick dieses Jungen, der, fast noch ein Kind, mit der Würde des reifen Mannes an die Schranke tritt. — Sein Urteil ist schon gesprochen, als er auf die Frage nach Name und Stand ohne ein Schwanken in der Stimme antwortet:

„Gaston Remy Louis, Vicomte de Brancas, Leibpage Ihrer Majestät der Königin.“

Nur eine leere Form ist es, wenn ihn der Vorsitzende noch zum Hochruf auf die Republik auffordert. — Auch wenn er statt dessen nicht: „Salve Regina!“ gerufen hätte, sein Kopf wäre doch verwickelt gewesen.

„Die Bürgerin Montivilliers!“

Heiß durchflutete es den Priester, als er diesen Namen vernimmt, die von allen hier den Tod am wenigsten verdient. Mit gefalteten Händen steht er zur heiligen Jungfrau in heißem Gebet.

„Dein Name, Vorname und Stand. Bürgerin?“

„Marie Florence Anne, de Montivilliers, Marquise d'Armand.“

„Als verdächtig verhaftet, was hast Du zu Deiner Verteidigung vorzubringen?“

„Nichts.“

„Das ist herzlich wenig. Du gestehst also, daß Du Frankreich hast verlassen wollen, um im Ausland gegen die Republik zu konspirieren?“

„Ich entfloh nur dem Lande, das euer Massenmord zur blutigen Hölle macht. Einen anderen Zweck, als mich selbst zu retten, verfolgte ich nicht.“

Herman, der präsidierte, erlag wider Willen dem Zauber der reinen Schönheit dieser Frau und er wünschte selbst, daß sie in seinem Ruf: „Vive la République“ einstimmen möchte, damit es ihm möglich wäre, sie zu retten. Wilde Oer schoß auf in seinen Augen im Vorgeschnack des süßen Lohnes, den er sich dafür von diesen stolzen Lippen zu pflücken dachte. — Aber:

„Vive le Roi!“ war ihre Antwort, mit der sie ihr Schicksal besiegelte.

„Al la mort!“ lautete der nun unvermeidliche Spruch.

Der Ex-Cure von Ex-Notre-Dame von Rouen!

Endlich! Leerer und leerer war es um den Priester geworden. Der letzte einer war er, die man vor die Schranke rief, als machtlose Mitspieler bei der perfiden Heuchelei, womit man der Welt ein Gericht vorlog.

„Dein Name und Stand?“

„De Langlade, Sekretär und Generalvikar Seiner Eminenz, des Kardinal-Erzbischofs von Rouen.“³⁾

Die lodernde Wut des Apostaten verzerrt das rohe Gesicht des Vorsitzenden zur teuflischen Frage. Diese freche Antwort genügt ja eigentlich vollkommen, doch das Gesetz muß man achten, er stellt also noch die zweite bei Geistlichen vorgeschriebene Frage:

„Hast Du den Eid geleistet?“

„Gott und allen Heiligen sei's gedankt: Nein!“

Treue war das schwerste Verbrechen jener glorreichen Zeit und so teilte der Priester das Schicksal all der Unzähligen, die gleich ihm sie zu halten auch an der Schwelle der Ewigkeit mutig genug waren.

Eines nach dem anderen steigen die Opfer des gestrigen Gerichts, wie ihre Namen gerufen werden, sich langsam der Wand entlang tastend, die ausgefahrenen Stufen der engen und dunklen, langen, gewundenen Treppe hinab.

Nun steht auch Florence unten im Hof, in dessen Mitte im Dämmerlicht des grauenenden Morgens der schon mit Verurteilten gefüllte Henkerskarren ihrer wartet. Rauher, scharfer Wind umheult die Mauern der Conciergerie, grau hängt der Himmel schwer über ihren Dächern, und vereinzelte Schneeflocken wirbeln zum schmutzigen Boden, wo sie gleich zerfließen in schmierigem Morast. Sansculotten, die rote Jacobinermütze frech aufs Ohr gerückt, finden ein feiges Vergnügen daran, die wehrlosen Gefangenen mit rohen Schimpfworten zu verhöhnen.

Verschiedene der Insassen des Karrens erkennen sie: ihren früheren Zehntmann und Lebensretter, den leichtsinnigen Herzog und den jungen Leibpagen. Etwas weniger stolz als gestern ist ihre Haltung heute doch, aber sobald sie die Marquise bemerken, die in ihrem weißen Gewand ernst und ruhig, schön und rein inmitten des rohen, johlenden Pöbels steht, wie ein lichter Engel im Vorhof des Inferno, in stolzer Gesaßtheit bereit zum letzten Weg, reißen sie sich zusammen. Keiner will sich von einem Weibe beschämen lassen, will erröten müssen vor der edlen Frau, an die sich sogar der müßige Hofklatsch nie gewagt.

Ungebeugt vom Alter und von der Nähe des Todes überragt sie alle das greise Haupt des Priesters, der ihnen noch den letzten Segen spendet, unbekümmert um den rohen Hohn der den Hof füllenden blutgierigen Menge.

Alle Namen sind aufgerufen, der letzte Mann der Bedeckung schwingt sich hinten auf den Wagen. Florence drängt sich vor, will ihn besteigen, aber der Mann, so roh ihn auch die Zeit gemacht, so abgehärtet er geworden gegen alles, was dem Mitleid verwandt, dieser Frau gegenüber fühlt er sich doch schwach:

„Wir haben keinen Platz mehr für Dich, Bürgerin!“ ruft er und stößt sie zurück. „Du bist auch viel zu schön für uns! Weiber, wie Du, gehören anderswohin, als auf die Guillotine!“ fügt er zynisch hinzu, und gibt den Befehl zur Abfahrt.

Berittene Milizen umringen den Karren, deren Räder dumpf über das alte Pflaster holpern, umringt von der sich drängenden Menge, die wild ihr: „A la guillotine!“ in die kalte Morgenluft gellt. „On y va, canaille!“ antwortet verächtlich der Herzog.

Inbrünstiger war selten ein Gebet, heißer eine Fürbitte gewesen, als die, womit der alte Priester zum letzten Male die Frau segnet, die nun, nachdem der Tod sie verschmäht, seiner dringender bedarf, als je zuvor, die vielleicht einem Geschick entgegengeht, tausendmal entseßlicher und entehrender, als der Tod unter dem Fallbeil gewesen wäre. Für einen Augenblick will der Priester fast bereuen, gestern sein Leben nicht gerettet zu haben, um ihr nun beistehen zu können in ihrer schweren Not, ihr zu helfen, Leib und Seele rein zu erhalten für die Ewigkeit. Doch er wäre der gläubige, fromme Diener des Allmächtigen nicht gewesen, als den er sich zeitlebens erwiesen, wenn ihm nicht doch gleich wieder zum Bewußtsein gekommen wäre, daß Menschenwille und Menschenkraft auch im Priester ohnmächtig sind, wo Gottes und der Heiligen Beistand fehlt, und daß frommer Fürbitte hier und in der Ewigkeit Wunder zu wirken vermag.

Sein ganzer Weg zum Richtplatz war nur ein Gebet für seine Todesgenossen und sein Beichtkind, und es wurde gnädig erhört. Bußfertigen Herzens gingen sie alle gesaßt in den Tod, auf seine Bitte wurde ihm gewährt, als letzter sterben zu dürfen, und der Marquise ermöglichten treue Freunde doch noch schließlich die Flucht. Sie wirkte in Koblenz unter den Flüchtlingen als Pflegerin der Kinder und Gebrechlichen, bis sie, nachdem Napoleon 1806 die Ursulinerinnen wenigstens als Unterrichtsschwestern wieder in Frankreich zugelassen hatte, in die Pariser Filiale in der Rue de Belleville des Klosters von Troyes eintrat, wo sie bis in ihr hohes Alter, zuletzt als Oberin, reichgesegnet wirkte.

Etwas zum Lachen.

Zwillinge. Ins Standesamt schwankte niedergeschlagen ein Herr in mittleren Jahren. Er schien jedoch nicht nur wegen seiner Niedergeschlagenheit zu schwanken. „Entschuldigen Sie,“ lallte er dem streng blickenden Beamten zu, „ich wurde eben direkt vom Frühlingschoppen nach Hause geholt.“ — „Interessiert mich nicht!“ verwies der Beamte. Traurig lallte der Ankömmling weiter: „Ja, sehn Sie, meine Herren, es war doch aber darum, weil meine Frau Zwillinge bekommen hat! Zwillinge.“ — „So!“ schnauzte der Beamte. „Aber weshalb sagen Sie „Meine Herren“? Hier sitze doch bloß ich. Sie scheinen angetrunken zu sein, Sie sehen ja schon alles doppelt!“ — „Donnerwetter!“ schrie da plötzlich der glückliche Vater und stürzte zur Tür. „Da muß ich doch gleich nochmal nach Hause — vielleicht war es doch bloß einer!“

³⁾ Historisch. De Langlade wurde am 17. Oktober mit 190 anderen huldig gesprochen.

„Religion ist Privatsache“.

„Religion ist Privatsache,“ diesen schönen Satz pflegen auch heut noch die Sozialisten im Munde zu führen. Wie sie aber diesen Satz in die Tat umsetzen, das geht aus folgendem recht klar hervor:

Die katholische Gemeinde Langenbielau strebt schon seit mehr als 20 Jahren danach, für die Teile Ober- und Neubielau eine Kapelle und Schwesternstation mit Spielschule und Kinderhort zu errichten, weil die Katholiken Neubielaus eine Stunde Weg zur Pfarrkirche haben und die Kinder der Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen ein Heim erhalten sollen, um nicht in oft schwer zu findenden oder ungeeigneten Pflegestellen untergebracht zu werden.

Nun soll dieser Plan Wirklichkeit werden. Um das notwendige Baumaterial zu erlangen, gibt die Gemeinde Schuldverschreibungen aus, zu deren Zeichnung in fünf Nummern des „Katholischen Sonntagsblattes“ das Pfarramt Langenbielau aufgefordert hat. Dieses Inserat im „Sonntagsblatt“ hat jetzt den „Proletarier“, das sozialistische Blatt für Langenbielau und Umgegend, in die Lage versetzt, sein wahres Gesicht zu zeigen. In der Nr. 61 vom 22. Mai 1928 steht ein längerer Artikel, eingeleitet durch die Überschrift: „Achtung, Arbeiter! Taschen zu!“ Dort wird in spitzigen Bemerkungen hingewiesen auf die Wohnungsnot und deren traurige Folgen für die Sittlichkeit, die von der Kirche am meisten beklagt werde. Dann fährt der „Proletarier“ fort: „Es wäre also zu begrüßen, wenn die Klerikalen ihre vor lauter Mitleid und Barmherzigkeit triefenden Worte in die Tat umsetzen würden. Weit gefehlt! Bei obigem Bauunternehmen handelt es sich um Räume für — Geistliche und Schwestern...“ Welche Angst muß doch der „Proletarier“ vor diesen haben! Er täuscht sich aber, oder verdreht bewußt den Tatbestand. Nicht wegen der Geistlichen und Schwestern wird das Gebäude errichtet, sondern wegen der Bevölkerung, gerade wegen der Arbeiterbevölkerung und der Arbeiterkinder. Die katholischen Gemeindemitglieder jenes Stadtteils sind fast ausschließlich Arbeiter, von denen eine ganze Anzahl noch treu zur Kirche hält, trotz der Gegenagitation der Sozialisten und des Terrors der Kommunisten. Denen soll der weite Weg zur Pfarrkirche oder die Ausgabe für das Postauto zur Kirche erspart werden. Das Kinderheim aber wird wohl fast ausschließlich Proletariatskindern zugute kommen, die dort in treuer Obhut sein werden, wenn Vater und Mutter in der Fabrik arbeiten. Nicht für die Geistlichen und Schwestern wird gebaut, sondern für die Arbeiter und deren Kinder. Das sollte eigentlich auch der „Proletarier“ verstehen! Wenn er aber dagegen heßt, heßt er gegen eine Wohltätigkeitsanstalt, die gerade den Lesern seines Blattes und deren Kinder zugute kommen soll. Also Arbeiter, so sieht die Freundschaft des „Proletariats“ gegen euch und eure Kinder aus!

Besonders hat den „Proletarier“ der Satz im Inserat des „Sonntagsblattes“ empört, daß die Errichtung der Seelsorgs- und Schwesternstation auch dienen soll als Abwehr der immer stärker um sich greifenden religionsfeindlichen Bewegung. Das ist verständlich. Aber nicht verständlich ist, daß das sozialistische Blatt deswegen seine Unkenntnis im Gebrauch deutscher Wörter vor aller Öffentlichkeit preisgibt. Denn der Artikelschreiber offenbart eine lächerliche Unkenntnis des Wortes „Vermögen“. Oder tut er nur so? Der „Proletarier“ sagt nämlich: „Für das Geld haftet die katholische Kirchgemeinde mit ihrem Vermögen und Steueraufkommen. Zunächst wieder das Zugeständnis, daß Vermögen vorhanden ist. In ihrer Bibel steht zwar: Sammelt nicht Schätze, die Rost und die Motten fressen, das hindert sie aber nicht, Schätze auf Schätze zu häufen. Eins nur ist unklar. Wenn man Vermögen selbst besitzt, warum bettelt man die Spargroschen zusammen? Man würde sich doch die Verzinsung ersparen! Oder arbeitet dieses Vermögen an anderer Stelle vorteilhafter?“

Jawohl, es arbeitet an anderer Stelle sehr vorteilhaft, nämlich im katholischen Krankenhaus für die leidenden Mitbürger, im Waisenhaus für die elternlosen Kinder, in den Spielschulen in Nieder- und Mittelbielau für die Proletariatskinder. Das Vermögen der Gemeinde besteht nämlich in diesen Anstalten. Das dürfte wohl jedes reifere Schulkind wissen, daß man unter Vermögen nicht bloß bares Geld versteht, sondern auch Liegenschaften und Gebäude. Hätte die Kirchgemeinde bares Geld zur Verfügung, so stünde die caritative Anstalt in Oberbielau längst, dann würde sie sich nicht an die Öffentlichkeit wenden mit der Bitte um Anlage von Spargeldern für den Bau.

Man muß annehmen, daß auch dem „Proletarier“ der Begriff „Vermögen“ bekannt ist. Warum er sich aber unwissend stellt und in versteckter Form der Gemeinde Geldspekulation unterschiebt, das zeigt klar der Schluß des Artikels: „Wie dem auch sei; Arbeiter, keinen Pfennig den Klerikalen! Gebt ihnen die richtige Antwort! Heraus aus der Kirche! Noch diese Woche melde deinen Kirchenaustritt an! Am 25. Mai werden im Rat-

hause Austritte entgegengenommen.“ — Also, deswegen der ganze Artikel! Deswegen die Verdrehung der Tatsachen! Köder für die Kirchenaustrittsbewegung! Trotzdem ging man aber in der Wahlzeit auf Gimpelfang aus mit dem Satz: Religion ist Privatsache!

Von den sozialistischen und kommunistischen Arbeitern erwartet die Kirchgemeinde keine Hilfe, sondern von den treuen Gemeindemitgliedern, die ihr Geld nicht zu schenken brauchen, sondern gebeten werden, es gegen Verzinsung zu leihen. Sie haben es zum Teil schon getan und werden es noch tun; jetzt erst recht. Der „Proletarier“-Artikel ist die beste Agitation dafür.

Aus der Rumpelkammer.

Eine Tür zuviel.

Ein reicher Mann hatte einst ein Haus gebaut, das mit allem nur erdenklichen Luxus ausgestattet worden war. Wie nun der stolze Bau ganz fertig war, lud er all seine Freunde und Bekannten ein, ihn zu besichtigen. Diese unterließen nicht, ihn gebührend zu bewundern. Der Erbauer selber war ganz eingenommen von seinem Wunderwerk und zog fröhlich ein, um sich allen Zerstreuungen und Genüssen des Lebens hinzugeben.

Einst kam auch ein heiliger Diener Gottes zu ihm, und er lud ihn ein, den Palast zu durchwandern und sich alles genau anzusehen. Am Schluß der Besichtigung fragte dann der Reiche, ob der Gottesmann vielleicht etwas an dem Bauwerk zu tadeln habe.

Derselbe gab zur Antwort: „Das Haus gefällt mir über die Maßen, aber es hat eine Tür zuviel, und diese mußt Du vermauern lassen, wenn das Gebäude untadelhaft und Dein Glück ungetrübt sein soll.“

„Welche Tür ist es denn?“

„Es ist jene Tür, durch welche man Dich, vielleicht schon bald, als Leiche hinaustragen wird. Solange diese offen ist, kann Dein Glück in diesem Hause nicht von langer Dauer sein, und was nicht von Dauer ist, das hat keinen wahren Wert. Denn auf die flüchtige Zeit folgt die endlose Ewigkeit.“

Diese Worte erschütterten den Reichen tief. Er nahm sich diese einfache Wahrheit so zu Herzen, daß er sich daran gewöhnte, so oft er aus- und einging, zu sich zu sagen: „Siehe, durch diese Tür wirst Du einst — wer weiß, wie bald! — als Leiche hinausgetragen werden, um niemals mehr zurückzukehren. Dann ist es aus mit aller Erdenherrlichkeit!“ Auf die Marmorfront seines stolzen Palastes ließ er dann zur Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen für die Vorübergehenden die Worte meißeln:

Wir bauen hier so feste,
und sind nur fremde Gäste,
und wo wir sollen ewig sein,
da bauen wir uns so wenig ein.

Dem Druckfehlerteufel

ist nicht einmal die Liebe heilig; hat er doch eines Tages in den Vers

„Das eben ist der Liebe Zaubermacht,
Daß sie veredelt, wen ihr Hauch berührt“

in dem Wort „veredelt“ das d durch ein s ersetzt! Die stimmungs-volle Schilderung: „Hinter den beiden in der Abendsonne dahinschreitenden Liebenden erhob sich eine Lerche trillernd in die Lüfte“ verhungzte er dadurch, daß er aus der Lerche eine Leiche machte. Als die Liebenden auf dem See spazieren fuhren, wußte der Druckfehlerteufel zu berichten von einem schönen Lied, das aus ihrem Rachen (statt Rachen) ertönte. An einem Fastnachtstage wurde auf dem Marktplatz einer zeitungs- und darum druckfehlergesegneten Stadt der Druckfehlerteufel feierlich hingerrichtet. Am nächsten Morgen las man die Freudennachricht, der Druckfehlerteufel sei hingedichtet worden. Er war also über Nacht wieder von den Toten auferstanden — und lebt heute noch.

Derbe Mahnung.

In einer Dorfkirche pflegten die Burschen, die meist nicht wissen, wohin mit Armen und Beinen, sich so über die Orgelbühne zu legen, daß die Arme und ein Teil des Oberkörpers plump herabhängen. Keine Mahnung des Pfarrers konnte dem Unfug steuern. Da richtete sich dieser beim Kirchweihfest nach einer kurzen Predigt mit den Worten an seine Gemeinde: „Weil heute Kirchweih ist, so will ich die Predigt kurz machen und nur noch einige Worte über unser Gotteshaus sagen. In einer alten Handschrift steht geschrieben, wo heute unsere Kirche steht, habe vor Zeiten eine Zehentscheuer gestanden. Davon haben wir jetzt den klarsten Beweis. Denn seht, dort auf der Orgelbühne hängen ja noch die Flegel herunter.“ Schnell, wie vom Blitz gerührt, zogen sich die langen Arme zurück, und das Mittelchen soll noch auf lange nachgewirkt haben.

Aus Welt und Kirche.

Eine Statistik der deutschen Katholiken in Polen.

Der Primas von Polen, Kardinal Hlond, wandte sich in einem Zirkular an die Bischöfe Polens mit der Bitte um Angaben bezüglich der Seelsorgebetreuung der in Polen lebenden deutschen Katholiken. Unter den von jedem einzelnen Pfarrer zu beantwortenden Angaben wären besonders folgende hervorzuheben: die Zahl der deutschen Katholiken in der Pfarrei; der Prozentsatz der katholischen Deutschen; die Zeit ihrer Anwesenheit in der Pfarrei; Werden für dieselben regelmäßig deutsche Andachten und Predigten gehalten, und wie oft? Welche kirchlichen Organisationen besitzen sie?; Erhalten ihre Kinder Religionsunterricht in deutscher Sprache?; Die Zahl der den katholischen Religionsunterricht besuchenden Kinder; Beherrscht die Pfarrgeistlichkeit die deutsche Sprache?; Werden bei den Pfarrmissionen spezielle deutsche Belehrungen für die deutschen Katholiken gehalten? und andere.

Diese Angaben dienen der geregelten Erfassung der Seelsorgebetreuung der deutschen Katholiken in Polen, über die der Kardinalprimas im Einverständnis mit dem hl. Stuhl mit dem deutschen Episkopat verhandeln wird, und zwar so, daß andererseits auch die Seelsorge der in Deutschland lebenden Polen geregelt wird.

Eine katholische Partei in Litauen. Angesichts der kommunistischen Gefahr und der ständig ungeklärten Verhältnisse trägt sich der litauische Episkopat mit der Absicht, eine eigene katholische Partei ins Leben zu rufen. Vorbereitungen zur Gründung wurden in letzter Zeit schon getroffen, und letzthin fand beim Präsidenten der Republik in Anwesenheit des Ministerpräsidenten eine Besprechung der Bischöfe statt, die die neue Parteigründung zum Gegenstand hatte.

Eine katholische Kathedrale in Belgrad. In Belgrad hat sich jüngst ein Komitee gebildet, welches sich die Erbauung einer katholischen Kathedrale in der Hauptstadt Südslawiens zum Ziel gesetzt hat. Damit soll den Belgrader Katholiken eine repräsentative Stätte geschenkt werden, die auch in der Entfaltung der äußeren Pracht des Gottesdienstes erfolgreich mit der Orthodoxie in Wettbewerb treten kann. Dem Komitee gehören eine Reihe prominenter Persönlichkeiten an und auch der Belgrader Bürgermeister Komonudi hat dem Projekt seine Unterstützung zugesagt. Die Angelegenheit wird den Belgrader Stadtrat in seiner nächsten Sitzung beschäftigen.

Der Katholizismus in Bulgarien. Nach den ersten Zusammenstellungen der Volkszählung vom 1. Januar 1928 gibt es in Bulgarien 62 000 Katholiken. 24 000 von ihnen wohnen in Nordbulgarien, die anderen sind in Sofia und vor allem in Südbulgarien ansässig. Von diesen 62 000 Katholiken Bulgariens gehören rund 14 000 der Union mit dem slawischen Ritus an, die anderen gehören zum lateinischen Ritus. Während die Katholiken des lateinischen Ritus in Gruppen, meistens sogar in einzelnen Quartieren zusammen wohnen, sowohl in den Städten als auch auf dem Lande, wohnen die unierten Katholiken Bulgariens ganz zerstreut mitten unter den Orthodoxen. So kommt es häufig vor, daß ein Geistlicher in zwei oder drei Dörfern, die oft kilometerweit von einander entfernt sind und im Gebirge liegen, die Seelsorge bei Unierten ausüben muß. Der größte Teil der Katholiken des slawischen Ritus wohnt längs der türkisch-bulgarischen Front oder in der Umgegend von Yamboli. Sie sind die Nachkommen jener, die nach der vorübergehenden Union der bulgarischen Kirche in Rom (1860–1862) katholisch geblieben sind. Zu ihnen gehören auch 5000 nach den Kriegen von 1912, 1915–1918 aus dem griechischen und serbischen Mazedonien eingewanderten Katholiken.

Die Katholiken des lateinischen Ritus stammen von den Bogomilen und den bulgarischen Albigenen ab, die nach dem Sturz des bulgarischen Königreiches im 14. Jahrhundert, um von dem griechischen Klerus mit Hilfe der Türken und des ökumenischen Patriarchates nicht hellenisiert zu werden, in die Gebirge flohen und längs des Flusses Osceim wohnten, wo sie am Ende des 16. Jahrhunderts von Franziskanern aus Bosnien entdeckt und für den Katholizismus gewonnen wurden. Als in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Abschüttelung des türkischen Joches mißlang, richtete sich die Wut der Türken vor allem gegen die Katholiken. Während ein großer Teil von ihnen hingeschlachtet wurde, konnten sich die anderen in das Gebiet des heutigen Rumänien flüchten, desgleichen nach Oesterreich und in den Banat. Andere kehrten nach Bulgarien zurück, nur eine kleine Anzahl hielt sich in der Umgegend von Bukarest. Nach der Befreiung Bulgariens kehrten über 10 000 bulgarische Katholiken wieder aus dem Banat in ihr Heimatland zurück.

Gegenwärtig haben die Katholiken des lateinischen Ritus Bulgariens zwei Diözesen: die eine in Nordbulgarien zu Rustschuk, die andere in Südbulgarien zu Sofia-Philippopolis. Der Klerus der ersten Diözese besteht mit Ausnahme von drei Weltpriestern aus Passionisten. Von dem ganzen Ordensklerus dieser Diözese sind nur vier bulgarische Staatsangehörige. Die Mehrzahl von ihnen sind Holländer, wie ihr Bischof. Dagegen sind in Südbulgarien und in Sofia der Bischof und alle Priester, zwei oder drei ausgenommen, Bulgaren. Der weitaus größte Teil der Priester besteht aus Kapuzinern. Weltgeistliche gibt es dort sehr wenig. Sie leiten die Pfarrei von Philippopolis und einige kleine Landgemeinden.

Ein eigenes katholisches Seminar für die Heranbildung des Weltklerus gibt es in Bulgarien nicht. Die Passionisten und Kapuziner schicken die Jünglinge, die sich für den geistlichen Stand entschließen möchten, nach der ersten Schulbildung zu Gymnasial- und Universitätsstudien ins Ausland. Die Ergebnisse dieser Methode stellen aber nicht zufrieden. Wenn jene als Priester zurückkehren, die häufig als Kinder fortgeschickt, ihre ganze Jugend von ihrem Lande getrennt sind und oft über 10 Jahre im Ausland verbringen müssen, so müssen sie erst die literarische Sprache, die Geschichte und die Literatur ihres eigenen Landes studieren. Und hier beginnen gleich die großen Schwierigkeiten, weil es an Zeit gebricht. Und was diesen jungen Priestern, die von Geburt Bulgaren sind, am schwersten zu erfassen fällt, das ist die Mentalität des bulgarischen Volkes. Seine Kultur bleibt einer großen Zahl von ihnen zu meist fremd.

Die Katholiken des slawischen Ritus ganz Bulgariens haben seit elf Monaten einen eigenen Bischof, der seinen Sitz in Sofia hat. Seine Priester sind mit Ausnahme der Assumptionisten Weltpriester.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen die katholischen französischen Schulen in Bulgarien, wo die Kinder der bulgarischen Intelligenz zuerst mit dem Katholizismus in Berührung kommen. An dem Unterrichtswerk beteiligen sich vornehmlich Assumptionisten mit ihren Häusern in Philippopolis, in Varna und Yamboli, die christlichen Schulbrüder mit ihren Handelsschulen zu Sofia und Rustschuk, nicht zuletzt auch katholische Ordensschwestern Frankreichs mit rege besuchten Pensionaten und Mädterschulen. „Les Nouvelles Religieuses“.

Der Katholizismus in Sibirien. Für gewöhnlich gilt Sibirien als Russlands gefährdetester Exportations- und Strafort, wo man nicht allzu viel Religion und Glauben vermuten möchte. Aber dem ist gar nicht so. In Sibirien lebt sehr viel katholische Tradition. Von den zahllosen politischen Gefangenen, die je dort gelebt haben, war ein sehr großer Teil Martyrer ihres Glaubens. So war es besonders bei den Tausenden von polnischen Katholiken der Fall, die wegen der Treue zu ihrer Religion nach Sibirien verschickt wurden. Die Frömmigkeit der polnischen Katholiken hat in den trostlosen Gebieten Sibiriens wie ein beständiges Apostolat gewirkt, sowohl bei den Einheimischen als auch bei den orthodoxen Russen, die die gleichen Leiden mit ihnen teilen. Gegenwärtig gibt es in Sibirien 150 000 Katholiken auf 20 Millionen Einwohner. Sibirien zerfällt kirchlich in zwei Apostolische Vikariate. Durch den Religionskampf der Sowjetbehörden ist die Tätigkeit der Missionare vollkommen gelähmt. Daher müssen auch die beiden Apostolischen Vikare auswärts leben. Der eine lebt zu Chabarin in der Mandschurei, der andere in Shanghai.

Die hl. Katharina von Siena auf dem Monte Pincio. Unter zahlreicher Beteiligung des Volkes wurde am Sonntag von dem Unterstaatssekretär im Unterrichtsministerium, Bodrero, auf dem Pincio in Rom, dessen wunderschöne Anlagen mit Hunderten von Büsten berühmter Römer und Italiener von den ältesten bis zu den modernsten Zeiten geschmückt sind, die Marmorbüste der heiligen Katharina von Siena enthüllt. Vorüber sind die Zeiten, wo ein freimaurerisches Schmutzblatt wie der „Asino“ diese große Heilige ungestraft als eine Verrückte, hysterische und Degenerierte bezeichnen durfte. Der Bürgermeister von Siena übergab das Denkmal der Gemeinde Rom und hielt eine Rede, in der er die Bedeutung der Zeremonie hervorhob und sagte, daß das Geschenk Sienas nicht nur in der materiellen Wiedergabe der Heiligen bestehe, sondern in dem Wunsche, daß der Geist dieser so selten großen Frau über der Ewigen Stadt und Italien schweben möge. Pagen und Trompeter in den historischen Trachten der Stadt Siena bliesen während der Enthüllung mit Silbertrompeten alte Choräle. Bezeichnend ist es, daß die erste Frau, die in dieser Anzahl berühmter Gelehrter, Staatsmänner, Feldherren, Diplomaten und Politiker Platz findet, eine Heilige ist.

Fortschritte des Katholizismus unter den Mohammedanern Europas. In Europa leben gegenwärtig rund 4 Millionen Mohammedaner. Zumeist leben sie auf der Balkanhalbinsel und stammen zum größten Teil von Christen ab, die unter den vier Jahrhunderten christlicher Herrschaft zum Islam „bekehrt“ wurden. Auf dem Balkan findet man noch fast überall die hohen Glockentürme und die eigentümlichen Friedhöfe der Mohammedaner. Viele Städte haben noch ein ausgesprochen orientalisches oder mohammedanisches Gepräge bewahrt. Unter 817 000 Albanern gibt es noch 560 000 Mohammedaner. In Rumänien leben noch 250 000, in Griechenland noch 241 000, in Bulgarien noch 690 000, in der europäischen Polizei ebenfalls noch 690 000 und in Jugoslawien noch 1 337 000 Mohammedaner.

Der Katholizismus macht unter den Mohammedanern der genannten europäischen Länder große Fortschritte. In den beiden Ländern Bosnien und Herzegowina gewinnt der Katholizismus, wo er sozusagen einmal verschwunden war, den verlorenen Boden im Sturme wieder. 1741 zählte man in den genannten Ländern nur 40 000 Katholiken, kaum 5 von 100 der Bevölkerung. 1878 betrug die Zahl der Katholiken schon 209 000, rund 18 vom 100. 1922 zählten die Katholiken 449 000. Gegenwärtig haben sie die Zahl 490 000 erreicht, was ein Viertel der gesamten Bevölkerung ausmacht. In den anderen Ländern mit mohammedanischem Bekenntnis ist der Fortschritt des Katholizismus nicht immer so groß, aber er ist überall beträchtlich und beständig.

Erfolge der Catholic Truth Society. Die Catholic Truth Society, eine englische Gesellschaft, die die Verteidigung und die Verbreitung der katholischen Wahrheiten zum Ziele hat, hat laut den Berichten auf der Jahresversammlung zu Westminster riesige Erfolge im Jahre 1927 zu verzeichnen gehabt. Die Gesamtzahl der 1927 verkauften religiösen Flugschriften beträgt 1 020 944, noch 41 544 Stück mehr als 1926. Außerdem wurden noch 25 950 Flugschriften umsonst versandt. In zwei Jahren hat der Flugschriftenverkauf der genannten Gesellschaft um 81 500 zugenommen. An Büchern der Catholic Truth Society wurden 29 639 verkauft, an Blättchen 254 800. 17 200 Blättchen wurden außerdem noch frei versandt. Aus dem Bericht geht hervor, daß verschiedene Veröffentlichungen der Gesellschaft im letzten Jahre ins Holländische, Französische, Japanische, Bengalische, ins Deutsche und in verschiedene afrikanische Sprachen übersetzt worden sind. Am meisten wurden Andachtsbücher verkauft. Ihrer gingen 378 500 ab. Aus der apologetischen Abteilung wurden 117 750 Bücher verkauft, aus der wissenschaftlichen 25 100, gegenüber 15 050 im vorigen Jahre. Zu den größten Erfolgen zählen die Aufträge aus dem Ausland. Solche Aufträge kamen von Nord- und Südamerika, Afrika, Oesterreich, Deutschland, Indien und Japan. Hunderte von Flugschriften wurden allein in Malta von einem Schiffsgeistlichen des englischen Mittelmeergeschwaders verkauft. Mit welchen Erfolgen die Catholic Truth Society arbeitet, dürfte aus dem Umstande hervorgehen, daß ihr „Einfaches Gebetbuch“ bereits eine Auflage von drei Millionen erreicht hat und von mehreren ihrer liturgischen Flugschriften jährlich bis 60 000 Stück verkauft werden. Was diese Gesellschaft durch das geschriebene Wort allein für die katholische Wahrheit zu tun vermag, geht aus diesen Verkäufen hervor. Ihr Beispiel sollte allenthalben Nachahmung erwecken.

Päpstlicher Orden für einen schwarzen Lehrer. Im Anfang dieses Jahres überreichte während einer feierlichen Zusammenkunft Msgr. Terrien, Apostolischer Vikar von Benin in Westafrika, dem einheimischen Lehrer M. M. Williams im Auftrage des Papstes den Orden „Pro Ecclesia et Pontifice“ zum Dank für die treuen Dienste, die er in einer 23jährigen Tätigkeit für die katholische Erziehung der Negerjugend geleistet hat.

Beispiel der Geduld: er wartet, bis Barnabas ihn abholt. Von ihm wird er den Aposteln vorgestellt, er wird in ihre Gemeinschaft aufgenommen, aber diejenigen, die immer um den Heiland waren, haben ihm nichts mehr zu sagen, was er nicht schon längst in mystischer Liebesvereinigung zum Eigenbesitz seiner Seele gemacht hätte. Nun er die Bestätigung seines Missionsberufes erhalten hat, säumt er keinen Tag mehr. Was ihn behindert, läßt er zurück wie den Barnabas; allein geht er an das schwerste Werk der Weltgeschichte, allein und doch nicht allein, weiß er sich doch immer „an Christus gefesselt“.

Was an starken Kräften einst in Saulus gelebt hat, das lebt jetzt in Paulus erneuert und verklärt wieder auf: sein glühender Elfer und seine tapfere Menschlichkeit. Diese vor allem gewinnt ihm im Flug die Herzen. Wenn er aus einer Stadt scheidet, weint das Volk, da es fürchtet, sein Anblick nicht mehr zu sehen. Er ist ihnen nicht nur der Prediger und Priester gewesen, sondern er ist ihnen auch menschlich näher gekommen, indem er ohne Scheu zu ihnen von seiner eigenen Schwäche und Sündhaftigkeit, von seinen Versuchungen und den „Faustschlägen Satans“ gesprochen hat. Um ihnen Mut zu machen, hat er sogar vom „Stachel im Fleische“ geredet und damit einen herrlichen Sieg über sich selbst errungen. Wer aber immer sich ganz und ungeteilt hingibt, dem fliegen die Herzen zu. Niemals hätte Paulus durch das Wort allein seine alles Menschenmaß übersteigenden Erfolge errungen, wenn nicht seine Persönlichkeit ein fortlebender Christus gewesen wäre.

Um Christi willen nimmt er, der von Natur aus eher schwächlich als stark und mit einer hartnäckigen Krankheit behaftet ist, die unsäglichsten Strapazen und Gefahren auf sich. Ein einziges Mal bricht es unaufhaltsam aus ihm hervor, nicht im Ton der Klage, sondern in der Freude der Ueberwindung: „Sehr viele Mühsale habe ich erduldet. Gefangenschaft in Fülle, Schläge über die Maßen. Oftmals Todesnöte. Von den Juden habe ich fünfmal vierzig weniger einen Streich bekommen; dreimal wurde ich mit Ruten geschlagen, einmal gesteinigt; dreimal litt ich Schiffbruch: einen Tag und eine Nacht trieb ich über Meeres-tiefen. Oftmals war ich auf Reisen, in Gefahren auf Flüssen, Gefahren durch Räuber, Gefahren durch Volksgenossen, Gefahren durch Heiden, Gefahren in Städten, Gefahren auf dem Meer, Gefahren unter falschen Brüdern; ich war in Mühsal und Elend, machte viele Nachtwachen durch, litt Hunger und Durst, hielt viele Fasten, ertrug Kälte und Blöße, ungerechnet, was noch von außen zuströmt, der tägliche Andrang zu mir, die Sorge für alle Gemeinden.“ Jedes Wort der Erläuterung würde diesen Dornenkranz nur verhüllen.

Freilich ist Lukas der Arzt um ihn, aber kann er ihm die Arbeit am Webstuhl, womit sich Paulus auf seinen Missionsreisen seinen Unterhalt verdient, kann er ihm die Sorge um die Armen und Sklaven, die heilige Unruhe, die ihn von Ort zu Ort treibt, abnehmen? Der Unermüdliche würde auch schwerlich damit einverstanden sein; denn wenn er auch zuweilen in Fieberhitze stöhnt: „Ich unglückseliger Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?“ so setzt er doch nicht hinzu: dieser oder jener, sondern das eine und unauslöschliche: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum unsern Herrn.“ Ja, seine sorgende Liebe leidet nicht, daß ein anderer um seinerwillen sich einschränke; er schreibt an die Korinther: „Ich werde euch nicht beschwerlich fallen; denn ich suche nicht euer Geld, ich verlange nach euch.“ Diese wenigen Worte zeigen uns den ganzen Paulus, dem es nur um die Seelen zu tun ist. Wir begreifen jetzt, daß er keine Kastenunterschiede und keine bürgerliche Wahrung der Distanz kannte. Der Sklave Onesimus galt ihm gleichviel wie ein römischer Präfekt. Er ist das Urbild, der Idealtypus des echten Seelsorgers nach Christus.

Und dieser Mensch, der bestimmt scheint zu einem König im Reiche des Christentums, stirbt den Tod eines Staatsverbrechers; draußen vor den Toren der Stadt fällt sein Haupt unter dem Richtschwert, am selben Tage, da auch Petrus sein Leben aushaucht. In dieser Stunde stehen sich Heidentum und Christentum, die Macht und die Liebe am schärfsten gegenüber. Die Säulen der Kirche sind gefallen, die Aeltesten von Ephesus spüren den Schlag des Henkerschwertes so gut wie die römische Gemeinde der Katakomben. Aber wir lesen nichts von Verzweiflung; im Leben wie im Tode bleiben alle mit Paulus verbunden. Aus seinen Briefen, die sie als teures Vermächtnis hüten, abschreiben und an die übrigen Gemeinden senden, strömt ihnen das lodernnde Feuer seiner Persönlichkeit zu. Als sei er erst gestern von ihnen gegangen, so lebendig und frisch sind sie. Keine kalten und gemeißelten Sätze, sondern feuerflüssige, nie erstarrende Lavabrocken. Bevor er stirbt, hat er sich bereits in seinen Briefen verblutet.

Dieses Herzblut sollen wir trinken, wenn unsere Seele den bitteren Geschmack ihrer eigenen Leere verspürt. Es gibt viele iade Ausgüsse des Christentums, viel Andachtshunger sättigt sich

an Traktätchen und Devotionen, weil das Herz an starke Kost nicht mehr gewöhnt ist. Pauli Briefe sind nächst der Geheimen Offenbarung die unbekanntesten Kapitel der Heiligen Schrift. Ihre explosive dramatische Bewegtheit neben der epischen Ruhe der Evangelien gibt uns allzu kräftige Stöße — die unsere Ruhe und unseren guten Appetit gefährden. Wir könnten bei der Versenkung in diesen Spiegel uns an das Heilandswort erinnern müssen: „Weil ihr weder kalt seid noch warm, sondern lau, so will ich euch ausspeien aus meinem Munde.“ Auch können viele aus uns den furchterregenden Blick vom Kraterrand in einen brodelnden Vulkan nicht ertragen. Deshalb halten wir uns lieber an die mancherlei lieblichen Idyllen der Evangelien.

Unpaulinisch wie unsere fromme Lektüre ist unser ganzes Leben. Unser Geschmack an Milchspeisen und leichtem Tabak in allen Fragen des geistigen Menschen ist unpaulinisch. Unsere Erstarrung in Gewohnheiten und Halbheiten ist unpaulinisch. Daß wir weder den Mut zur offenen Bosheit noch zum offenen Heiligkeitsstreben ausbringen, ist unpaulinisch. Die Seelenruhe, mit der wir die leibliche und geistige Not unserer Mitmenschen beobachten, solange sie nicht uns selbst berührt, ist unpaulinisch. Daß wir Religion organisieren, statt sie zu leben, ist unpaulinisch. Daß wir auf allerlei pseudoreligiöse Feinheiten statt auf Christus und die Macht seiner Gnade vertrauen, ist unpaulinisch. Das System unserer Menschenwertung, die Art und Weise unseres Umgangs mit Hoch- und Niedriggestellten ist im höchsten Grade unpaulinisch, wenn wir das Brieflein an Philemon lesen.

Nicht zwei Jahrtausende trennen uns von Paulus, sondern nur die Nebelschicht unserer Herzenskälte läßt uns den Puls-schlag dieses Mannes nicht mehr hören. An uns liegt es, und wir können noch heute in seinen Briefen seine rissige Arbeits-hand ergreifen. Wie würde dieses Erlebnis auch uns ein Blickstrahl der Gnade sein!

Du großer Bekenner, Apostel und Märtyrer, der du die Tiefen des Hasses durch das Blutmeer deiner Liebe ausgefüllt hast, sende uns, damit der Eispanzer um unsere Seele schmilzt. Allzu lange hat er unsere Entfaltung zu Gott verhindert. Wir wuchsen nicht mehr, wir waren erstarrt und fertig. Die Reifen und Abgeklärten, die Männer mit der glatten Stirn und dem friedlichen Wort vermögen nicht bis zum Grund unserer Seele vorzudringen. Wir brauchen deine Schärfe, den Donnerhall deines Aufrufs. Ein heißer Tag steht uns bevor. Schon wandern die Boten des Antichrist dieselben Wege, die du gegangen bist. Sie streuen Unkraut und indessen es aufschießt, ist unsere Samentasche noch leer. O reiße du uns an dich, bezeichne uns unsere Wege, sende uns nach allen vier Winden als neue Apostel des alten Evangeliums, auf daß wir, wie du mitten in der Arbeit für Gott fallend, selig ruhen in der Katakombe unseres Grabes.

Der Zauberer der Bahiri.

Eine Erzählung aus Kamerun von P. Johannes Emonts S. C. I.
(Schluß.)

17. Kapitel.

Edele Rache.

Die Aufregung der Bahiri war groß. Die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden des ersten Bigmanns ging bereits am frühen Morgen wie ein Lauffeuer durch den ganzen Stamm. Beschuba schickte nach allen Richtungen bewaffnete Männer aus, die den Vermissten suchen sollten.

Wer war denn schuld daran, daß der Stamm nicht zur Ruhe kam? — Die Schwarzen flüsterten es sich gegenseitig zu, und man sprach allenthalben davon, daß alles Unglück auf den Weißen zurückzuführen sei.

„Seitdem der Weiße hier im Dorf ist, sind wir keinen Tag des Lebens sicher.“

„Wenn der Weiße nach Opolinda zurückkehrte, würden wir wieder ruhig unseren Arbeiten und Beschäftigungen, unseren Vergnügungen und sonstigen Gewohnheiten nachkommen können.“

„Ja, der Weiße ist an allem schuld. Der Kebia ke Tusa verfolgt uns wegen dieses Weißen, und Tusa hat gesagt, daß wir nicht eher Ruhe haben, als bis der Weiße verschwunden ist.“

Auch von den Bigleuten, die sich zahlreich beim Häuptling eingefunden hatten, wurden ähnliche Ansichten ausgesprochen, und es kam zu erregten und lärmenden Szenen.

Da meldete ein Diener, daß Molojo dringend wünsche, den Häuptling zu sprechen, er habe wichtige Botschaft. Sofort wurde er vorgelassen und grüßte ehrerbietig den Häuptling.

„Was hast Du zu melden?“

„Ich bringe Grüße von Kefam.“

„Von Kefam? Wo ist er?“

„Er war Gefangener des Tusa. Wir haben ihn befreit und

so bittet er Dich, ihm zwei Duzend starke Männer zu schicken, damit die anderen Gefangenen heimgebracht werden können."

Molozzo wurde von Beschuba und den Bigleuten mit Hunderten von Fragen bestürmt. Ausführlich mußte er das nächste Erlebnis am Schwarzen Wasser berichten. Er vergaß dabei nicht, das Verdienst des Weißen ins richtige Licht zu setzen:

"Ja, wahrhaftig, dieser Weiße ist der Mann des großen Geistes," sagte er. "Ihm und nur ihm haben wir es zu verdanken, daß Tusa gefangen ist und uns nicht mehr Schaden kann."

Eine ganze Schar Häuptlingsdiener erhielt nun den Befehl, sofort zum Schwarzen Wasser zu eilen und die beiden gefesselten Verbrecher sowie die erschöpften Gefangenen nach Buabengi zu bringen.

Die dicke Sprachtrommel wurde gerührt und verkündigte das große Ereignis dem ganzen Stamm. Beschuba und die Bigmänner begaben sich nach Buapilli, um dem Weißen die Nachricht zu bringen. — Pater Breuer war mit den Boys und Ulambi damit beschäftigt, Bambustische und Stühle zu zimmern, um die armselige Ausrüstung seiner Wohnung zu vervollständigen. Wie erstaunte er, als die hohen Gäste ihn in seiner Einsamkeit aufsuchten und ihm Dank und Glückwünsche überbrachten! Beschuba sagte bewegt:

"Weißer, es war nicht recht von uns, Dir wegen Buapilli zu zürnen und Dein Gehöft zu meiden. Mit Unrecht glaubten wir, daß Du an allem Unglück schuld seiest; aber Molozzo hat uns erzählt, was wir Dir alles verdanken, und daß Du wirklich der Mann des großen Geistes bist. Tusa ist nun zum zweitenmal durch Deine Klugheit gefangen. Ketam ist wieder frei und wird uns heute noch berichten, was ihm und den anderen Gefangenen widerfahren ist. Nicht von Dir kam unser Unglück, sondern von Tusa, und darum gebührt Dir unser Dank, weil der Zauberer durch Dich in unsere Hände fiel. Komm mit uns, damit wir auf dem großen Dorfplatz zugegen sind, wenn man die gefangenen Verbrecher und seine befreiten Opfer bringt!"

Der Missionar war sprachlos vor Erstaunen und ließ sich alles erzählen, was sie von Molozzo gehört hatten. Dann begab er sich mit ihnen zum großen Dorfplatz, wo sich nach und nach eine große Volksmasse einfand, die voll Erwartung der Ankunft des Juges entgegensaß und unterdessen das große und wichtige Ereignis lebhaft besprach.

Es dauerte noch lange Zeit, ehe die Ausgesandten zurückkehrten. Zuerst brachte man die armen Frauen und Mädchen sowie den Knaben aus Elimba, die als Gefangene des Zauberers Unfährliches erlitten hatten. Mehrere lagen wie tot auf den einfachen Tragbahnen. Es war zweifelhaft, ob sie alle dem Leben erhalten blieben. Allen sah man die Folgen der schmähligen Behandlung an. Mehrere waren ganz entstellt, verstümmelt, kaum noch zu erkennen. Die Wut der Bahiri war unbeschreiblich. Unter Flüchen verwünschte man denjenigen, der das getan hatte; alle gelobten, dem unmenschlichen Tusa sein Tun hundertfach heimzuzahlen.

Endlich erschienen Molozzo und Ngemba auf dem Platz, und ihnen folgten vier Träger, die auf einer Tragbahre den ersten Bigmann Ketam heimbrachten. Dieser drückte die Hand des Paters und stammelte rührende Dankesworte; dann erzählte er seine Geschichte.

Nach einer weiteren Pause wurden unter stürmischen Verwünschungen die beiden Verbrecher gebracht. Die Menge tobte vor Wut. Man schrie wild und aufgeregte durcheinander, man griff zu den Messern und versuchte, sich auf die beiden Unmenschen zu stürzen. Nur mit größter Mühe gelang es dem Häuptling, die Menge abzuhalten. Die Tragbahre wurde auf den Boden gestellt. Tusa und Dschabala lagen darauf, blutüberströmt, schrecklich anzuschauen.

Das Wutgeschrei ließ nach, alle schauten auf den Weißen, der nun seinen größten Feind vor sich hatte. Blitzschnell flog ihm ein Gedanke durch den Kopf: die beiden Gefangenen mußten ihm ausgeliefert werden.

Eine Weile stand er schweigend vor dem Mann, der ihm ewigen Haß und unveröhnliche Feindschaft zugeschworen hatte. Dann erhob er den Blick und sah aller Augen auf sich gerichtet. Jetzt war der richtige Augenblick.

"Häuptling! Bahiri!" begann er.

"Ich verlange, daß man die beiden meiner Rache ausliefert und sie in mein Gehöft bringt. Niemanden hat Tusa so gehaßt wie mich. Vom Tage meiner Ankunft bis heute hat Tusa nur daran gedacht, mich aus Buabengi zu vertreiben. Der Kampf Tusas war ein Kampf gegen mich und gegen den großen Geist, dessen Lehre ich verkünden will. Tusa ist unterlegen, ich habe ihn besiegt. Mir gehört also Tusa, mir gehört sein Helfer; ich habe den ersten Anspruch auf ihn. Ich werde Rache an ihnen üben, wie man es in Buabengi noch nicht erlebte. Ich werde eine Rache ersinnen, wie kein Bahiri sie ersinnen kann. Schaut

die beiden Verbrecher an! Ihr habt bereits durch Molozzo, durch Ngemba und Ketam euren Anteil an der Rache gehabt. Nun verlange ich die weitere Ausführung und Vollendung. Wer was dagegen zu sagen hat, trete vor!"

"Dir gehören die beiden," sagte Beschuba sofort.

"Unser Rachedurst ist gestillt!" sagten Molozzo und Ngemba.

"Der Weiße soll die beiden Feinde erhalten, um an ihnen seine Rache auszuüben," riefen die Bahiri. Selbst Ketam und alle jene, die ein Unrecht an die Verbrecher hatten, waren einverstanden und brachten nichts gegen das Ansinnen des Weißen vor, zumal es doch höchst zweifelhaft war, ob Tusa und Dschabala dem Leben erhalten blieben. An diesen verstümmelten, blutüberströmten Verbrechern wollten sie ihre Wut nicht mehr auslassen.

Der Missionar wollte Rache nehmen, nicht in dem Sinne, wie die heidnischen Bahiri glaubten, sondern eine echt christliche Rache. In seiner eigenen Hütte wollte er sie pflegen, ihnen das Leben erhalten, ihnen Gutes tun, ihnen statt des glühenden Hasses unzählige Werke der Liebe erweisen, ihnen für jeden Fluch, den sie vielleicht austossen würden, Worte der Verzeihung ins Ohr flüstern. So ließ er denn die beiden Verbrecher in seine Hütte, in sein eigenes kleines Zimmer bringen und begann sofort sein christliches Rachewerk, bereitete ihnen mit Hilfe der Boys und Ulambis ein weiches Lager, schloß ihnen stärkende Nahrung ein, wusch und verband ihnen die schrecklichen Wunden und setzte sich dann, den Rosenkranz betend, daneben. Beide waren blind und würden nie mehr das Tageslicht sehen! Dafür gedachte der Missionar ihnen die Augen des Glaubens zu öffnen und ihnen das Licht der Erleuchtung, das ewige Licht, zu zeigen. Beide waren der Sprache beraubt; mit der verstümmelten Zunge würden sie niemals mehr verbrecherische Pläne besprechen. Als blutstillendes Mittel hatte man ihnen Blätter des wilden Kengombaumes in den Mund gestopft. Die Wirkung war ausgezeichnet, und da der Pater beim Brande seine sämtliche Medizin verloren hatte, erneuerte er das Mittel öfter. Wer weiß, vielleicht gelang es ihm, mit Gottes Hilfe die beiden noch soweit zu bringen, daß sie das Bekenntnis des wahren Glaubens zu stammeln vermöchten.

Die Rache des Weißen! Schon nach wenigen Tagen sprach man davon in ganz Bahiri! Das ging über den Verstand der Schwarzen! Das konnten sie nicht begreifen! "Der Weiße hegt und pflegt die beiden Feinde! Der Weiße ist wahrhaftig der Mann des großen Geistes!" so begann man zu sprechen.

Der Häuptling, die Bigleute, die anderen Bahiri, die von nun an oft nach Buapilli wanderten, staunten nicht wenig, wenn sie dies unbegreiflich liebevolle Sorgen und die aufopfernde Hingabe des Weißen sahen, aber Pater Breuer sagte: "Das ist meine Rache, sie ist anders als die Rache der Schwarzen!"

Die Mission wurde wieder aufgebaut, schöner und größer als bisher. Aus allen Dörfern wurden dem Missionar schwarze Buben gebracht, daß er sie unterrichtete. Ngemba wohnte auf der Mission; Molozzo und sein Bruder waren die ersten, die sich in das Buch der Katechumenen einschreiben ließen. Ulambi und die beiden Boys waren die ersten Hilfskräfte des eifrigen Missionars. Beschuba und Ketam blieben dem Pater freundlich gesinnt, wenn sie auch noch lange Jahre zögerten, sich unter die Katechumenen aufnehmen zu lassen. Es war ihnen zu schwer, ihre zahlreichen Frauen zu entlassen, aber sie hatten nichts dagegen, daß die Bahiri in den christlichen Unterricht gingen. Mit Rat und Tat standen sie sogar dem Missionar zur Seite und freuten sich über den Aufstieg der neuen Mission, die nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten immer weitere Kreise zog, sich prächtig entwickelte, nach und nach die heidnischen Anschauungen und Sitten verdrängte und an ihrer Stelle christlichen Sinnen und Denken, christlichem Handeln und Tun Eingang verschaffte.

Tusa und Dschabala, denen der Missionar das Leben erhalten hatte, blieben mehrere Monate auf der Mission und wurden dann in ihre Gehöfte zurückgeschafft. Anfänglich sträubten sie sich gegen die Annahme der neuen Religion; ihre Stunde war noch nicht gekommen. Als aber das Christentum immer mächtiger aufblühte und endlich alles beherrschte, als man die großen Fortschritte erkannte, die der Stamm der neuen Lehre verdankte, da beugten auch sie endlich ihren trotzigsten Willen unter das milde Joch Jesu Christi.

Nachschrift der Redaktion: Unsere schöne Missions-erzählung ist nun zu Ende. Wer sie als Buch haben möchte, dem sei mitgeteilt, daß sie im Laverius-Verlag, Aachen, als Buch erschienen und für 2 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

725 Jahre Kloster Trebnitz.

Von Erich Herrmann.

Kloster Trebnitz, nicht nur hochberühmt wegen seiner historischen und kulturellen Bedeutung, sondern vor allem uns Schlesiern lieb und wert als Aufenthalt- und Sterbeort unserer Landespatronin, der hl. Hedwig, kann in diesem Monat sein 725-jähriges Bestehen feiern, wenn wir der Stiftungsurkunde trauen wollen, die am 28. Juni 1203 Herzog Heinrich der Bärtige „bei St. Nikolaus in der Tschepine“ ausgestellt haben soll. Doch ist zweifellos diese Urkunde eine nachträgliche geschichtliche Fiktion, eine Fälschung in formeller Hinsicht; inhaltlich mag sie z. T. auf alte zuverlässige Klosteraufzeichnungen zurückgehen. Wie aus der Urkunde des Papstes Innozenz III. über das Kloster Trebnitz vom Jahre 1202 hervorgeht, muß Heinrich der Bärtige die Stiftung bald nach seiner im Dezember 1201 erfolgten Thronbesteigung vorgenommen haben. Um diese Zeit dürften auch schon die ersten Nonnen — Benediktinerinnen aus St. Theodor zu Bamberg — nach Trebnitz gekommen sein, die man wohl zunächst in einem dem Herzog gehörenden Hause in der Nähe der alten Stadtpfarrkirche zu St. Peter-Paul unterbrachte. Erst 1203 begann man nach übereinstimmenden alten Nachrichten mit der Erbauung der Stiftskirche und des Klosters, das 1219 bezogen wurde, nachdem die Nonnen, dem Abt von Leubus unterstellt, inzwischen die Zisterzienser-Regel angenommen hatten. Aus dieser ersten Bauperiode hat sich außer der herrlichen, im romanischen Übergangsstil erbauten, im 18. Jahrhundert freilich stark umgestalteten Stiftskirche nichts erhalten.

Schwere Schicksale hat das Kloster im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht: Plünderungen — die schlimmste 1432 durch die Hussiten — und sieben große Feuersbrünste. Aber immer wieder erhob es sich aus der Asche. Der heutige prunkvolle Klosterbau — nach Leubus der umfangreichste Schlesiens — verdankt sein Entstehen der Baulust der Barockzeit. Die kunstfinnige Lebthigin Christina Katharina, Gräfin von Würben, legte 1696 den Grundstein, die Vollendung fiel in das Jahr 1724. Auch dieser Neubau mußte schwere Heimsuchungen über sich ergehen lassen. Wurde schon die Bauausführung durch den schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg erheblich gestört, so fiel das Stift überhaupt durch Kabinettsordre vom 30. Oktober 1810 der Säkularisation zum Opfer. Im März 1811 wurde das gesamte Klosterinventar, und die herrlichen Schätze der Stiftskirche an Goldschmiede-Arbeiten und Paramenten versteigert, und die Nonnen mußten das Kloster verlassen.

Während der Befreiungskriege diente das Kloster als Aufenthaltssort für Kriegsgefangene, später als Militär-Lazarett. 1817 richteten mit staatlicher Genehmigung die Kommerzienräte Stempel und J. W. Delsner in dem ehrwürdigen Klosterbau eine Wollspinn-Anstalt, später — nach Erwerb der Klostergebäude um den Spottpreis von 10000 Thlr! — eine Tuchfabrik ein. Als dieses industrielle Unternehmen 1857 in mißliche Finanzlage geriet, kaufte der Staat das vandalisch verschandelte, zur Ruine gewordene Stiftsgebäude für 80000 Thlr. (!) von Delsner zurück und überließ es dem traurigsten Verfall.

Dem Verein schlesischer Malteserritter und vor allem den Barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus ist die Rettung des herrlichen Bauwerks zu verdanken. Im Jahre 1870 erwarben die Malteser den Südflügel des Klosterbaus und richteten daselbst ein Kriegslazarett ein. Zugleich schlossen sie mit der Generaloberin der schlesischen Borromäerinnen einen Vertrag, wonach diese Kongregation die Pflege der Kranken übernahm und ihr Mutterhaus von Reisse nach Trebnitz verlegen konnte. Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges wurde das Kriegslazarett in ein Malteserkrankenhaus verwandelt. 1888 gelang es den Borromäerinnen, die übrigen drei Viertel des Klostergebäudes und das gesamte fiskalische Restgrundstück innerhalb der Klostermauer zu erwerben, 1892 ging die gesamte Krankenhausverwaltung auf die Kongregation über, so daß diese nunmehr die unbeschränkte Benutzung des ganzen Klosters hat. Ueberaus kostspielig und mühsam war die Renovation des neu erworbenen Klosterteils.

Heute beherbergen das Kloster und die ihm anliegenden Gebäude, abgesehen vom Malteser-Krankenhaus, vor allem das General-Mutterhaus der schlesischen Borromäerinnen, einer der bedeutendsten Schwestern-Kongregationen der katholischen Kirche, die in vier Ordensprovinzen gegliedert, in drei Erdteilen ihre Filialen und Stationen besitzt. Ein Krüppelheim (mit etwa 230 Pfleglingen), ein Säuglingsheim, ein Altersheim, ein Knaben- und Mädchenwaisenhaus und eine — seit 1902 in einem schönen Neubau außerhalb des eigentlichen Klostergrundstückes untergebrachte — Haushaltungsschule sind heute mit dem Mutterhause verbunden. So ward die Stiftung Herzog Heinrichs und St. Hedwigs in unsern Tagen zu neuem Leben erweckt. Möge St. Hedwig dem Trebnitzer Kloster immerdar eine anädige Schutzherrin sein!

Heinrich Federer.

Am 29. April dieses Jahres starb einer unserer besten kath. Dichter, der Schweizer Priester Heinrich Federer, dessen Bild wir in der diesmaligen illustrierten Beilage unseres Blattes bringen. Ein paar Worte des Gedankens seien diesem edlen Priester, dessen Seelsorge sich auf dem Gebiete zunächst der Presse, dann der Dichtung auswirkte, auch von uns gewidmet. Wir entnehmen dieselben einem schönen Aufsatz über Heinrich Federer in Mohrs Zeitschrift „Das Himmelreich“.

Aus der Feder dieses Dichters flossen herrliche Skizzen, Novellen und Abhandlungen. Spät erst gab er der literarischen Welt seinen Namen kund. Da dies erstmals geschah, stand er auf der Mittagshöhe des Lebens. Das war im Jahre 1908, als er mit dem Schweizer Kunstmaler Kunz das Buch „Franz von Assisi“ herausgab. Zwei Jahre später beteiligte sich der junge Dichter an einem von der Berliner Zeitschrift „Dahheim“ ausgeschriebenem Novellen-Preiswettbewerb. Und siehe, der erste Preis wurde ihm für seine Novelle „Vater und Sohn im Examen“ zuerkannt.

Keiner der Preisrichter, alles namhafte Größen, wußten von Federer und noch viel weniger, daß er katholischer Priester war. Dieser große erste Erfolg gab nun Heinrich Federer neuen Impuls zu dichterischem Schaffen. Er machte sich auf die Reise und suchte einen Verleger, den er schließlich in Grote fand. Dieser Verlag stand gleichsam den Erstlingswerken Federers Pate. Nachdem im Frühjahr 1911 die „Lachweiler Geschichten“ erschienen waren, folgte im Herbst desselben Jahres schon das zweite Kind „Berge und Menschen“, vom Publikum mit noch größerer Freude begrüßt.

Die bislang verborgenen Schätze traten mehr und mehr hervor, mit erstaunlicher Schnelligkeit entstand Kunstwerk um Kunstwerk, eines wertvoller, lieblicher als das andere. So erschienen „Pilatus“, „Jungfer Therese“, „Sisto e Sesto“, „Das letzte Stündlein des Papstes“, „Unser Herrgott und der Schweizer“, „Das Mätteliseppi“, „Patria“, „Eine Nacht in den Abruzzen“, „In Franzens Poetensstube“, „Gebt mir meine Wildnis wieder“, „Der Fürchtemacher“, „Das Wunder in Holzschuhen“, „Spizbube über Spizbube“, „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden“, „Papst und Kaiser im Dorf“, „Regina Lob“, „Der heilige Habenichts“ und sein letztes Werk, seine Jugenderinnerungen „Am Fenster“.

So sehen wir Heinrich Federers Dichtungen in seltener Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit vor uns, wir sehen sie willkommen heißen in allen Gauen des deutschen Sprachlandes. Alle sind sie Zeugen einer ganz bedeutenden literarischen Leistung. O wie konnte er plaudern, lachen, scherzen und singen vom Menschen, den Bergen, der Heimat und der Natur. In all seinen Werken glüht tiefe, echte Religiosität — katholische Weltanschauung. Und gerade dies macht Federer groß und unsterblich. In seinen Büchern trat er als edler Priester in tausend und abertausend von Stuben, Freude und Friede bringend. So durfte er weiter pastoriern, wenn auch auf eine andere Art, als er es stets gewünscht.

Juli.

Ich ruhte ang aus underm Lindaboom.

Hoalb muht ich wull wacha — und hoalb woarsch eim Troom. —

Im de Blieta dar Linde woar Bieneneschwirr,

De Sunne, die lugte durchs Blättergewirr.

Doo fing mit dar Sunne zu papern ich oan,

Woas mei Härze bewägt, doas toat ich ir soan:

„Ach Sunne,“ su soat' ich, „du härrscht uff dar Wält,

Du bist's ju, die olles erwäckt und erhält;

Dar Härr goab dir Weisung, die tren du erfüllst,

Su doß fer die Menschheet doas Beste du willst.

Du tußt uns beglicka mit wärmender Macht,

Die dustenda Rufen derblichn is ei Pracht.

Die Ahren sein vull, de Kärscha sein rut,

Doas Viehzeug hoot Futter und läd't keene Nut. —

Viel oarme Kinder ei Gruchstädt blüß,

Die müssa enbähren — die Nut is siehr gruß. —

Drim stroahle o Sunne, mit guldenem Schein,

U Kinderfreunda eis Härze tief nein.

Gewiß nimmt su moancher, darsch eirichta koan

U Gruchstoadtkind iber die Ferten oan. —

U Kind, su eim Noama des Heillands oam Tisch,

Is mähr wart as wie vum Gelbe a Wisch!“ —

Doo soate de Sunne mit lachlichem Flunsch:

„Ich mach's, denn ich hoa ju da nämliche Wunsch!“

Ich dankte dar Sunne recht herzlich und schien

Und fruhgemuht toat meines Wäges ich glehn. —

Marie Klerlein.

Pfingsttage in Bad Reinerz.

Die rings von Bergen eingeschlossene Grafschaft Glaß hat einen erstaunlichen Reichtum an Heilquellen und nimmt alljährlich viele Tausende von Kranken und Erholungsbedürftigen auf. Reinerz genießt als Badeort und auch als Wintersportplatz den besten Ruf. Jetzt aber ist hier Frühling: mit blühenden Obstbäumen in den Gärten, weißen Anemonen in den Wäldern, lieblichen „Glaßer Rosen“ auf den Wiesen. Das nette Städtchen (3000 Einwohner) liegt malerisch zwischen mächtig hohen Bergen. Auf dem sauberen Ringe steht eine altersgraue Mariensäule mit St. Sebastian und St. Florian. In einem Schaufenster ist die Scheibe ausgestellt, die demnächst beim Schützenfest Verwendung finden soll; sie zeigt ein farbiges Bild der Stadt. Die Pfarrkirche besitzt die sonderbarste Kanzel: sie wird von der Figur eines Walsfisches gebildet, in dessen Rachen der Geistliche während der Predigt steht.

Ein schöner Promenadenweg führt ins Bad. Wir sehen links das Vinzenzstift der Grauen Schwestern. Von der Wiese an unserem Wege holt man Moorerde heraus, die zu Moorbädern benutzt wird; es ist wohl kein Vergnügen, in dem schwarzen Schlamm zu sitzen. Nach 10 Minuten haben wir das Bad erreicht. Es zieht sich im Tale eines munteren Gebirgsbaches hin. Zahlreiche freundliche Gasthäuser und Fremdenheime bieten Unterkunft. In einem kleinen Rundbau kosten wir die „Kalte Quelle“. Wir bekommen sie ganz umsonst gereicht; in manchen schlesischen Badeorten ist das nicht so! — Auf dem Kurplaz (hier zählt man allerdings zu gewissen Stunden Eintritt) spielt die Badekapelle flotte Weisen. Die Badegäste, das Brunnenglas in der Hand, gehen auf und ab oder sitzen auf den Bänken in der Sonne; im Schatten ist es heute zu kühl. Wir gehen durch die gepflegten Anlagen, betrachten das Kurhaus auf der einen, die Wandelhalle mit der vornehm wirkenden Säulenreihe auf der anderen Seite und verweilen bei dem mächtigen Springbrunnen (40 Meter hoch). Auf dem Rundgange kommen wir zur „Lauen Quelle“ (21 Grad Celsius) und können hier selbst eine Probe entnehmen. Aus vier Röhren fließt das Wasser in einen Brunnenaufbau, und mitten drin sprudelt es auch aus einem starken Glaszylinder, in welchem man das Spiel der Kohlen säureblasen gut beobachten kann. Dieser ausgiebige Sprudel ist bei Bohrversuchen 1909 aus der Tiefe gebrochen; der schäumende Strahl hatte einen Durchmesser von 27 Zentimetern!

Unweit des Kurplatzes liegt am Bergeshange ein schmuckes Kirchlein. Sein Ziegelfarb hebt sich leuchtend ab von dem Dunkelgrün des gleich darüber anhebenden Bergwaldes. Vor dem Bilde des Heilands halten wir stille Abendandacht.

Das Wetter läßt leider zu wünschen übrig. Gern hätten wir das Heuscheuergebirge besucht; aber wir können es nur vom Hutberge aus betrachten und staunen über den weiten Saum senkrechter Felswände. Es ist, als hätte eine Riesensau mit Hammer und Meißel eine steinerne Krause abgestoßen.

Einen heiteren Nachmittag benutzen wir noch zu einem Gang in die Schmelze. Ein schöner Waldweg neben dem rauschenden Bache führt hin. Die Bergleute, die einst Erz aus den Bergen holten, hatten hier eine Eisenschmelze. — Der Weg geht dann weiter hinauf ins Menzgebirge und zum höchstgelegenen Dorfe Preußenz: nach Grunau, wo soeben die Hindenburgbaude fertiggestellt worden ist.

Im Garten des alten Gasthauses, wo wir uns zu einer Tasse Kaffee niederlassen, lesen wir auf einer Marmortafel: Felix Mendelssohn-Bartholdy, 1823. Die Einheimischen erzählen stolz, hier sei der Lieddichter angeregt worden zur Vertonung des Eichendorffliedes „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Wir glauben das gern; die Landschaft ist ganz danach. Aus Eichendorffs hochinteressanter Lebensgeschichte wissen wir, daß er in Berlin mit der Familie des Tonkünstlers freundschaftlich verkehrte und daß Felix auch auf Reisen Eichendorffs Gedichte immer bei sich führte.

Worte und Klänge des Liedes füllten uns Herz und Sinn, als wir gegen Abend heimwärts schritten.

9. Lateinbrief.

Die einzelnen Fälle des Dinawort'es bilden, nennt man es abwandeln. Die Abwandlung der Einzahl in den drei verschiedenen Geschlechtern wirst Du jetzt bald innehaben. Für die Wörter auf us gebe ich Dir noch eine Merkhilfe. Es gibt im Deutschen noch ein Wort auf us, das wir noch heute mit allen lateinischen Endungen gebrauchen, das Wort Christus. Beispiel: 1. Fall: Wer? Christus lebt. 2. Fall: Wessen? Christi Gnade sei mit Euch! 3. Fall: Wem? Christo ergeben. 4. Fall: Wen? Christum über alles lieben. 5. Fall: In wem? In Christo Gellebtel (nach in = in steht der 5. Fall.) Anredefall: Christe, höre uns!

Bei den Wörtern auf a findet sich auch noch eine lateinische Form: ae im 2. Fall: z. B. Mariä Geburt. —

Zu jedem Dingwort kann ein Eigenschaftswort als Beifügung hinzutreten. Im Deutschen steht dasselbe vor dem Dingwort, im Lateinischen dagegen meist (nicht immer) nach demselben. Das mußt Du gut beachten! Wie ich schon erklärt habe, muß das Eigenschaftswort mit dem Dingwort zu dem es gehört, in Geschlecht, Fall und Zahl übereinstimmen. Das geschieht, wenn Du dem Eigenschaftswort dieselbe Endung gibst, wie sie das Dingwort haben muß, zu dem es gehört. Also: dominus bonus = der gute Herr, domini boni = des guten

Herrn, domino bono = dem guten Herrn, dominum bonum = den guten Herrn, domino bono = durch den guten Herrn, domine bone = (o) guter Herr!

Ähnlich mache es mit domina bona = die gute Herrin und verbum bonum = das gute Wort. Präge Dir nochmals ein: Zusammengehöriges Ding- und Eigenschaftswort müssen dieselbe Endung haben.

Verne: Dingwörter: culpa = die Schuld ecclēsia (cc = kk) = die Kirche; anima = die Seele. Eigenschaftswörter: tantus = so groß, maximus = größter, unus = einer, catholicus = katholisch. Tätigkeitswort: magnifico = ich preise hoch.

Übersetze: Tantum sacramentum. Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Una, sancta, catholica et apostolica ecclēsia. Magnificat anima mea dominum. Sancta Maria! Sancte Paule! Sancte Benedicte! Sanctus, sanctus est dominus deus Sabaoth (der Heerscharen ein hebräisches Wort).

Frage Dich in diesen Beispielen immer, warum gerade diese Endungen stehen. Dann werden auch die bösen Endungen in den Kopf hinein. — Ich hoffe, daß allenthalben „gaudium magnum est am Lateinlernen“, wie eine freundliche Zuschrift aus Ratibor befragt.

Grüß!

Dein Lateinlehrer P. S.

Aus guten Büchern.

Bille, die Baumfee.

Dem Müller Crispin behagt es nicht im Frieden seiner stillen Mühle. Er sehnt sich nach Abenteuern und möchte im Heere des wilden Jägers mitziehen. Er kommt ins Riesengebirge; bei einer Schenke sieht er vier seltsame Mädchen sitzen, unter ihnen die silbrige Bille.

Tags drauf schritt er weiter durch den Bergwald. Es war ihm, als ob noch etwas neben ihm sei. Wenn er hinschaute, war es ganz gewiß nicht da; blickte er aber schräge, dann sah er am Abhange zwischen den Sträuchern etwas huschen. Und zugleich ergriff ihn eine solche Freude, daß er sich einen Ruck gab und zu dem Dinge hinübersprang. Es war die Bille!

Eine gar wunderliche Kleine, das Haar so flächsern wie die Haut, und silbern das ganze Persönchen, wie es zwischen dem Gesträuch schwebte und ihn freundlich anschaute. Es sagte mit klingendem Lachen: „Bin schon eine ganze Weile neben Dir, Crispin. Hättest Du mich aber nicht gesehen, so hätt' ich Dich auch nicht gesehen.“

„Gestern sah ich Dich schon einmal“, sagte der Müller, „da Du unter den Tannen in der Waldschenke sahest. Du bist aus diesem Walde?“ Bille nickte: „Und die andern Mähmchen waren droben aus dem andern Walde. Die Fanga hat uns Urlaub gegeben, damit wir einmal miteinander lustig wären nach dem langen Winter.“

Der Tannenwald war so einsam und stille, die Luft drin so warm und voll seltsamen Duftes. Rosenrote Wölkchen schwebten zuweilen hoch droben, und die kleine Bille sah in dem Lichte noch zarter und silberner aus als sonst.

„Hier wohne ich“, sagte sie und wies ihm eine Schonung, wo Tännlein neben Tännlein stand, jung aufgeschossen und kerzenschlank. Ein feines Tännlein am Bachufer: das war die Bille. Im nächsten Augenblick war sie verschwunden, und da stand der Crispin und starrte das Bäumlein an, das sich mit seinen zarten Trieben zierlich vor ihm wiegte. „Bille!“ rief er, und sogleich kam sie wieder aus dem Baum hervor. „Muß Dich aber der Fanga weisen“, murmelte sie mit einem Blick den Bergwald hinauf, zu den großen Tannen.

„Die Fanga?“ sagte Crispin, „wer ist sie?“

„Die Fanga ist unsere Mutter“, sprach die Kleine, ein wenig über das rauhe Gras kaukelnd und ihn lieblich anschauend. „Wir haben es gut bei ihr. Sie schützt, sie ist uralt und hat alles erlebt, was der Wald erlebte. Horch! Das ist ihr Rauschen und Ruf. Sie mahnt mich, da sie weiß, daß Du hier bist. Ich will Dich zu ihr bringen.“

Sie stiegen zusammen waldaufwärts, sie klotzten und schwebten, und da — da stand zwischen gewaltigen Steinen, die sie mit ihren Wurzeln umklammerte, eine Tanne, von grauen Flechten und Moosen behängt, schwarz und braun vor Alter, eine so gewaltige Tanne, daß Crispin bestürzt und zaudernd stand.

Jetzt tat sie sich auseinander, das riesige Gesicht hob sich, und mit einer Gewalt, daß der Wald bis in alle Tiefen erbebt, trat die Riesin hervor: grau, grün, braun und schwarz, den Leib mit Flechten und Moosen behängt, das Gesicht wie rauhe Rinde, die Finger wie braune Zapfen, die Beine wie Wurzeln, ur-ur-alt.

(Mit Erlaubnis der Ostdeutschen Verlagsanstalt, Breslau, entnommen dem Buche „Der Ritt mit dem wilden Jäger“, Eine Abenteuergeschichte aus Wald und Luft von Juliane Karwath, Eine unserer schönsten und wertvollsten Jugendschriften, — erfüllt mit dem feinen Dufte des Bergwaldes, mit dem Grausen der Sturmnächte. Das ist etwas für die Ferien!)

1		5		6
		2		
3				
4				

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1. Himmelskörper, 2. Fisch, 3. württembergische Stadt, 4. Zahlung. Senkrecht: 1. Wort für Rand, 5. Bezeichnung einer Person oder Sache, 6. deutscher Strom.

Lösung des Rätsels in Nr. 10: verschieden!

Die Verluste der katholischen Mission in China. Ueber die Verluste der katholischen Mission in China schreibt die Missionsrevue der belgischen Jesuiten: „Obgleich eine Schätzung der Verluste, die die katholischen Missionen in China während des Jahres 1927 erlitten haben, noch verfrüht ist, berechnen die Berichte aus 67 von 73 Kirchenbezirken, sie auf rund 75 Millionen Franken zu beziffern und weiter anzunehmen, daß nach Aufstellung aller Rechnungen die Zahl auf 125 Millionen steigen wird.“

China besitzt in der Tat 30 000 Missionsstationen, von denen sich 5000 mit rund 3000 Kirchen in den am meisten heimgesuchten Provinzen befinden. Die Verluste setzen sich zumeist aus der Plünderung und der Zerstörung der Station und der Kirchen zusammen. Sie schließen auch die Hilfeleistungen an die Opfer des Krieges und der Räuberbanden in sich, die außerordentlichen Steuern, die bezahlt, die Requisitionen, denen Folge geleistet werden mußte.

In dem Vikariat Ichang wurden 118 Kirchen und Kapellen zerstört oder verwüstet. Im Frühjahr 1927 zählte das Vikariat Laokow 30 geschändete und ausgeplünderte Kirchen. Sehr häufig übertrifft der wirkliche Verlust den erstangenommenen bei weitem.

Die ganze Schwere dieser Verluste wird erst klar, wenn man bedenkt, daß 125 Millionen Franken genau dreimal so viel sind wie die Summe, die das Werk für die Verbreitung des Glaubens jährlich für die Verpflegung der Missionare und die Erhaltung der Missionen ausreicht.

Trennung von Staat und Kirche auf Java. Ein Erlass vom 24. September 1921 beauftragte einen Arbeitsausschuß, die Frage der Trennung von Kirche und Staat auf Java zu untersuchen. Der Erlass wurde gefordert von der Linken des Volksrates.

Jüngst wurde von der Mehrheit dieses Arbeitsausschusses ein Plan eingereicht, der für den Fortschritt des Katholizismus auf Java von größter Bedeutung ist. Der katholischen Mission soll ein für allemal ein Kapital zugewiesen werden, dessen Einkünfte der Summe gleichkommen, die jetzt von der Regierung gewährt wird; ausgeschlossen bleibt jede Vermehrung des Kapitals für die Zukunft, welche Entwicklung das katholische Missionswerk auch nehmen wird. Der Islam würde sich dagegen einer beständigen Vermehrung des Unterstützungskapitals erfreuen.

Die Minderheit ist dagegen der Ansicht, daß kein Grund sich finden läßt, der eine Trennung von Kirche und Staat für Java fordert, daß man vielmehr auf alle Fälle den neuen Bedürfnissen Rechnung tragen müsse, die durch die Ausdehnung der katholischen Religion geschaffen worden seien.

Die Mohammedaner organisieren Kongresse, auf denen sie Anhänger zu gewinnen suchen für ihre Absichten, daß Java dem Islam erhalten bleiben müsse. Dabei gehört die Mehrheit der Bevölkerung nur dem Namen nach zum Islam und verharret bei den alten buddhistischen Gebräuchen. Zumal die regierenden Familien sind nicht mohammedanisch. Wenn andererseits die Zahl der Mekkapilger so groß ist, so liegt der Grund darin, daß die Schiffsahrtsgesellschaften diese Reisen aus selbstsüchtigem Interesse erleichtern, indem sie den Werbern für die Mekkapilger Prämien erteilen.

Katholische chinesische Studenten in Europa. Eine kürzlich veröffentlichte Statistik stellt fest, daß unter den 600 chinesischen Studenten der deutschen Universitäten nur ein einziger Katholik ist. In England gibt es unter 300 : 2, in Holland 150 : 1, in Frankreich unter 800 : 120, in Belgien unter 180 : 120. Die andern sind Heiden. Bisher ist wenig getan worden, um diese heidnischen Studenten dem katholischen Einfluß zu gewinnen. Erst seit 1920 bemüht sich der hochw. Pater Vincent Lebbe, C. M., der mehrere Jahre in China als Missionar lebte, um ihre Bekehrung. Seinem Beispiel ist man auch in Amerika gefolgt. Die katholische Ueberssee-Missions-Gesellschaft in Maryknoll hat an die katholischen Universitäten und Institute das Ersuchen gerichtet, und wie berichtet wird, hat die Gesellschaft mit diesem Unternehmen Anklang gefunden.

Diözesan-Nachrichten.

Exerzitienhaus Croischwitz. Da der Exerzitienkursus für die weiblichen Mitglieder des 3. Ordens v. 2. bis 8. Juli schon zu sehr befristet ist, so haben wir einen zweiten Kursus angelegt, und zwar vom 13. bis 17. August. Der Kursus, der zu dieser Zeit für die Erwerbstätigen angezeigt war, fällt somit aus. Bettwäsche ist nicht mitzubringen, nur Handtuch und Seife. St. Josef-Stift.

Gräffau. Unter den Exerzitanten befanden sich fünf Jubilare, die den Gnadentag ihres goldenen Priesterjubiläums in Betrachtung und heilsamen Schweigen verbringen wollten: Erzpriester Alfred Schubert aus Gubrau, Pfarrer Reinhold Schneider aus Heinrichau, Pfarrer Alois Pohl aus Croischwitz, Pfarrer Robert Klauske und Pfarrer Paul König aus Ingramsdorf. Um 9 Uhr sang Erzpriester Schubert in der Marienkirche ein feierliches Hochamt, bei dem Pfarrer König und Pfarrer Klauske assistierten und das mit feierlichem Te Deum schloß. Eine solch erbauliche Jubiläumsfeier wird den Jubilaren reiche Gnaden für weitere 25 Jahre erwirken.

Confoederatio Latina Maior.

Am 18. Juni starb Herr em. Pfarrer Otto Rüssen in Görlitz. Aufgenommen wurde Herr Domkapitular, Universitätsprofessor Dr. Franz Seppelt in Breslau.

Aus dem kirchl. Leben unserer Diözese.

Die Wurzeln unserer Kraft.

Anfang Juni tagte in Breslau der Verband der kathol. Beamtenvereine. Der Herr Kardinal sprach den Vertretern desselben seine besondere Freude darüber aus, daß diese Vereine auch in seiner Diözese immer mehr Fuß fassen. Das Bedürfnis für die Gründung solcher Vereine sieht er in dem Verlangen nach engstem Anschluß an „Die Wurzeln unserer Kraft“. Der katholische Beamte wolle, so führte der hohe Redner aus, die lebensvollen Kulturkräfte unserer religiösen Ueberzeugung immer fruchtbarer machen für sein Innenleben, seine Amtstätigkeit, seine Familie und sein Volk. Eine charakterfeste Beamtenenschaft gehöre zu den besten staatsverhaltenden Kräften. Inmitten des unleugbaren sittlichen Niederganges sei die berufliche und religiöse Treue des Beamten von besonders hohem Werte. — Bürgermeister Dr. Herschel, der Lokalpräsident der letzten Breslauer Katholikenversammlung Deutschlands, ließ die neue Fahne des Breslauer kath. Beamtenvereins sprechen als das Sinnbild des Ideals, der Einheit, der Organisation und des Deutschtums: „Lehnt ab den Materialismus, bewahrt den Sinn für die höchsten Güter... Ich gebe zwar meine Falken dem Winde hin, hafte aber fest am Schafte. So seid aufgeschlossen für die Bedürfnisse der Zeit. Sie sind der Wille Gottes. Aber laßt euch nicht fortreißen vom Zeitgeiste. Wahrt eure Grundsätze... Oft hat ein kleines Häuflein, wenn es sich um die Fahne scharte, gesiegt... Hier im Grenzland bin ich das Sinnbild des hart ringenden Deutschtums. Hier zeige ich, daß Katholizismus und Deutschtum keine Gegensätze sind.“ Und der Fahne erwiderte der Redner im Namen der Bundesbrüder: „Wir schwören die Treue. Wir wollen dich hochhalten, wie die Idee, die du verkörperst: Die Liebe zur Kirche, Beruf, Volk und Vaterland.“ — Auch ein Beitrag zur katholischen Aktion: Die Wurzeln unserer Kraft aufzuzeigen, tiefer und fester hineinzusenken ins Erdreich, in die Herzen der Menschen. —

Die Breslauer katholische Arbeitsgemeinschaft (katholische Aktion) nahm in ihrer letzten Sitzung (6. 6.) namentlich die Berichte ihrer Frauen-, Bildungs-, Schriften- und Caritassektionen entgegen. Seit einem Jahr hat der kath. Frauenbund eine eigene Eheberatungsstelle eingerichtet. Die neutralen derartigen Einrichtungen sind für Katholiken vielfach nicht genug zuverlässig, ja, müßten nach Meinung eines bekannten Arztes eher „Eheverhütungsstellen“ genannt werden. Durch die Beratungsstelle des Frauenbundes werden Auskünfte erteilt von Juristen, Geistlichen und Ärztinnen. Die Leitung der Breslauer Beratungsstelle hat Frau Geheimrat Körner. Betreffs der anstößigen Mode mußte leider mitgeteilt werden, daß der Frauenbund trotz zäher und energischer Arbeit gegen die verwerfliche und für eine sittlich, gesundheitlich und ästhetisch einwandfreie Kleidung wenig erreicht hat. Und doch sind die beschöfligen Proteste gegen die ungeziemende Kleidung nicht so leicht zu nehmen, wie die fürstlichen Kleiderordnungen beim Ausgange des Mittelalters. Damals handelte es sich darum, durch das Kleid höherstehende Personen auch äußerlich kenntlich zu machen. Heute geht es nicht um das äußere Ansehen der Person, sondern um viel Wichtigeres. Es handelt sich darum, Sitte und Sittlichkeit zu schützen. Die allzu freie Kleidung vieler weiblicher Personen bedeutet eine nicht zu unterschätzende sittliche Gefahr für ein ganzes Geschlecht. So was saugt an den Wurzeln unserer Kraft: Es leidet darunter die Achtung vor der geistlichen Obrigkeit, es leidet die Scheu vor der Versuchung und vor der Sünde. — Der Vertreter der Bildungssektion tritt lebhaft ein für die Unterstützung des Bühnenvolksbundes. Vom Breslauer katholischen Festspielhaus konnte er sagen: „Es arbeitet gut und vorbildlich, ist aber nur bei gutem Besuch in der Lage, recht gute Filme, die selten und teuer sind, zu bringen.“ Er empfiehlt, überall in der Provinz Material zu sammeln, damit allgemein als schlecht anerkannte Filme von vielen Orten zugleich den Prüfstellen in Berlin und München zur Begutachtung vorgelegt werden. Durch persönliche Einwirkung auf Kinobesitzer könne man erreichen, daß anstößige Bildstreifen herausgeschnitten werden. Wenn Katholiken eine Bitte an den Rundfunk haben, möchten sie sich an unsern Delegierten Dr. Reiche, Breslau 9, Al. Domstraße 4/6, wenden. — Der Leiter der Schriftensektion spricht von den großen Schwierigkeiten, schlechte Schriften unschädlich zu machen, sie auf die Liste der Schmutz- und Schundschriften zu setzen. So wurde z. B. seitens der Leipziger Prüfstelle eine wirklich anstößige Schrift freigegeben mit der Begründung, daß zur Verurteilung der Schrift nur noch eine geringe Menge von Schmutz und Schund fehle. — Was würde wohl die Prüfungskommission sagen, wenn man ihr zum Frühstück Butter vorsehen wollte, die schon einen „kleinen Stich“ hat? Könnte es einer der Herren wagen, zu dem andern zu sagen: „Es fehlt zwar nur noch eine kleine Wenigkeit, um diese Butter als Nahrungsmittel zu beanstanden. Aber da sie noch nicht ganz verdorben ist, liebe Kollegen, kann ich sie Ihnen noch empfehlen?“ Er würde schön ankommen! Man mag sich doch nicht den Appetit, geschweige denn den Magen verderben! Aber die Seelen können nach Tausenden verdorben werden durch schlechte Bücher! — Leider können durch das Gesetz bloß die Bücherverkaufsstellen gefaßt werden, nicht die Verlagsanstalten. In Schlesien hat es drei Schundverlage, einen davon in Oberschlesien. Seit 1926 besteht eine Anweisung der Polizeipräsidenten, daß Schulleute auf Verlangen des Publikums die Entfernung öffentlich ausgestellter unzüchtiger Darstellungen fordern müssen. Das Weiterwuchern der Schmutz- und Schundschriften geschieht auf Kosten der Wurzeln unserer Kraft. — Die Caritassektion berichtet u. a. über die

Unterbringung erholungsbedürftiger Kinder. Die Unterbringung seitens der Stadt Breslau ist nicht zu beanstanden. Die Stadt verfährt daher paritätisch und sorgt auch dafür, daß katholische Kinder in katholische Pflegefamilien kommen. Das kann man nicht von allen privaten Verbänden sagen. Besonders nicht vom Verein für Kinderheilstätten, der offiziell interkonfessionell ist, dessen Vorstand auch Katholiken angehören, der aber in der Tat der protestantischen inneren Mission unterstellt ist. Die Stadt Breslau hat im vergangenen Jahre 6000 Kinder untergebracht, unter diesen eine entsprechende Anzahl katholischer. In derselben Zeit hat jener Verein 600 Kinder untergebracht, darunter 50 katholische. Das Breslauer Caritassekretariat kann jederzeit die Kinder, welche die Stadt nicht unterbringt, unterbringen. (Kreuzkirche 2.) Die Werke der Caritas fördern heißt die Wurzeln unserer Kraft stärken und aus diesen Wurzeln selbst neue Kraft entnehmen.

Die Wurzeln unserer Kraft zu hüten und zu pflegen und alle schädlichen Einflüsse davon fern zu halten, ist besonders Sache der von Gott berufenen Priester. Ein emsiger Gärtner im Garten Gottes war der am Herz Jesu verstorbenen Waldenburger Pfarrer Gause. Was Gause für das kirchliche Leben der Diözese bedeutet, das sagen schon der Name Waldenburg und die Tatsache, daß er dort fast 31 Jahre Pfarrer gewesen ist. Das sagen seine Titel: Pfarrer, Erzpriester, Kommissarius, geistlicher Rat, Ehrendomherr. Sie bezeichnen wichtige arbeitsreiche und verantwortungsvolle Ämter, die er bekleidet hat, und deuten hin auf die treue, kluge und erfolgreiche Arbeit, die er geleistet hat. Das sagen seine Kirchbauten: 1899 baute er Kirche und Pfarrhaus in Weißstein, dann die Kirche in N.-Hermisdorf, 1904 die Kirche in Waldenburg (die jetzt leider durch den Bergbau gefährdet ist), die Seelsorgstation in der Stadtparkkolonie, die Vorbereitung der neuen Seelsorgstelle in Verbindung mit Altwasser. Das sagen die vielen Nachrufe, die ihm gewidmet worden sind. Der Kirchenvorstand rühmt von ihm: „Er kannte nur ein Ziel, für das leibliche und geistige Wohl der Gemeinde bis zur Erschöpfung zu sorgen.“ Seine geistlichen Mitarbeiter, die Kapläne, sagen von ihm: „Großes hat er geschaffen, Größeres vielleicht im Herzen getragen und geopfert.“ Der Magistrat, eine vorwiegend evangelische Behörde: „Er war Mitglied der Schuldeputation, des Jugendamtsausschusses, des Fachausschusses für das Vormundschaftsweisen. Er hatte ein offenes Herz für die Nöte der hiesigen Bevölkerung und war stets bereit, sie lindern zu helfen.“ Das sagen die 19 katholischen Vereine Waldenburgs, die ihm einen gemeinsamen Nachruf gewidmet haben. — 20 Vereine! In diese Vereinsseelsorge teilten sich allerdings vier, der Pfarrer und drei Kapläne. Alle fünf Vereine als Nebenarbeit für einen ohnedies schon durch hauptamtliche und andere nebenamtliche Arbeiten überlasteten Seelsorger sind sehr viel, zu viel! Die Vereinsseelsorge zehrt an den Kräften des Priesters. Der Priester braucht auch dann und wann eine Erholung. Die Vereinsführung ist für ihn keine Erholung. Sie ist anstrengend wie eine Unterrichtsstunde. Ob es nicht endlich an der Zeit ist, die Zahl der Vereine einzuschränken? Ob nicht manche Vereine zusammengelegt werden könnten? Ob sich nicht manche Vereine einfach als besondere Sektionen an einen anderen anschließen lassen? Ob nicht jede Pfarrei, auch die größte, wie die holländischen Pfarreien, auskommen könnten mit vier Vereinen, einem Männer-, einem Frauen-, einem Jugend- und einem Mädchenverein? —

In Groß-Rossen hielten Franziskaner Anfang Mai eine Volksmission. — Am 12. Juni konnte bereits das Richtfest der St. Clemens Hofbauer-Kirche in Breslau-Gräbchen gefeiert werden. — In Reisse-Neuland wurde ein „jüngerer Bruder“ des Heimgartens in den Dienst der katholischen Jugend und Volksbildung gestellt, das neue Gesellenhaus. Regierungsdirektor Dr. Weigel sagte bei der Feier: „Hier soll die katholische Weihe und die Lebendigkeit der ganzen Lebensauffassung in den aufwachsenden Menschen gesät werden, daß er später einmal in dem Brausen des Lebens ein Fundament besitze und eine Fundgrube, wo er stets die Richtlinien findet, nach denen er den Weg geht.“ — Ein anderes Heim, ein Wanderheim, die Hindenburgbaude am Fuße der Hohen Menze, erhielt auch jüngst die kirchliche Weihe. Also man besinnt sich immer mehr auf „die Wurzeln unserer Kraft“, auch bei weltlichen Behörden und Vereinen. Das wird dem Staat und den weltlichen Korporationen nicht schaden. — Für die Kirche in Borganie, Kr. Neumarkt, hat die Kunstmalerin Agnes Greve aus Wartha ein neues Altarbild gemalt. Im Hintergrund des Bildes erblickt man die Kirche von Borganie mit ihrem schlanken Turme, links eine Schar Kommunionkinder auf dem Wege zur Kirche, rechts hinter einem Felsen einen sterbenden Wandersmann, über allem St. Barbara, am Himmel hinschwebend, die Patronin der Kirche, der Kommunikanten und der Sterbenden. Ein schöner Gedanke schön zum Ausdruck gebracht. Ein gutes Bild kann sein eine bleibende packende Predigt, auch eine Wurzel unserer Kraft.

Otto Heidrich.

Bücher und Zeitschriften.

Der Feind aus dem Dunkel. Kriminalroman von A. Gruschka. 250 Seiten. Geb. 5 Mk. Verlagsanstalt Benziger, Einsiedeln.

Wer von dem Buche keine literarische Leistung erwartet, sondern nur Spannung und Unterhaltung, der kommt darin voll auf seine Rechnung. Man wird von dem geschickt geschlungenen Faden wirklich

gefesselt und von der Art, wie er sich entwirrt, bis zum Schluß in Spannung gehalten. Sittlich ist der Roman, wie bei dem Verlag Benziger zu erwarten ist, vollkommen unbedenklich. In Leihbibliotheken wird er viel verlangt werden.

Betrachtungen des Heiligen Anselm. Verdeutlicht von den Benediktiner-Mönchen Bernard Barth und Alfons Hug. 8 Oktav. 351 Seiten. Preis: Broschiert Mk. 4.—, Ganzleinen Mk. 3,50. Theatiner-Verlag A.-G., München.

21 längere und kürzere Stücke über die verschiedensten Gegenstände religiösen Lebens, wie sie in den Ausgaben der Werke Anselms von Canterbury, des Kirchenlehrers, beisammenstehen. Seiten von großer Gedankentiefe wechseln mit solchen von vornehmer Herzlichkeit und dichterischer Schönheit ab, nicht selten sind die drei Vorzüge auf den nämlichen Seiten eng verbunden. Diese Betrachtungen vermitteln etwas von der ungezwungenen, innigen Frömmigkeit, wie sie hervorragenden Geistesmännern aus der Benediktiner- und Zisterzienserschule des 11. und 12. Jahrhunderts eigen war. Denn bei sorgfältiger Untersuchung neuester Zeit erwiesen sich die meisten dieser St. Anselm zugeschriebenen Erwägungen als Werk anderer geistlicher Schriftsteller — nur vier Betrachtungen sind anselmischen Ursprungs. Dieser Befund beeinträchtigt aber keineswegs den Wert der Sammlung, sichert vielmehr eine um so größere Abwechslung in Gedanken und Darstellung. Geordnet sind die Stücke nach den bekannten drei Wegen der Reinigung, der Erleuchtung, der Einigung. In einem ansprechenden Geleitwort legt Bernard Barth O. S. B., Benediktiner von Maria Laach, die Ergebnisse der Forschung über Text- und Verfasserfrage klar und bündig dar. Bei der Verdeutschung der Texte haben theologische Kenner und sprachliches Feingefühl trefflich zusammengewirkt. Die Ausstattung ist nach Papier wie Druck untadelig und fein. Das Buch wird vielen Menschen religiöse Freude, Vertiefung und Belebung schenken, namentlich wenn es in dem Geist innerer Freiheit und Weite benützt wird, wie ihn das vom Hl. Anselm selbst stammende kurze Vorwort kennzeichnet und empfiehlt.

„Die Deutsche Familie“. Monatschrift mit Bildern. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. 4. Jahrgang. Vierteljährlich ohne Schnittmusterbogen S 2,40, RM. 1,50; mit Schnittmusterbogen S 3.—, RM. 1,80. Heft 9.

Was diese Zeitschrift vor allem auszeichnet, ist der eindeutige gerade Zug, der durch alle Nummern geht, das feste Programm, das sie unbeirrt festhält, ohne dabei der Gefahr der Eintönigkeit zu erliegen. Bunt ist die Reihe der Beiträge, aus allen Gebieten schöpfen sie und gelten doch demselben Ziel: der großen Kulturaufgabe im Dienste des Familienlebens.

Von ewiger Liebe. Von Henriette Brey. Eucharistische Gedanken. 2. u. 3. Auflage (5.—8. Tausend.) 12° (VI u. 184 S.) Herder, Freiburg i. Br. 1926. Gebunden in Leinwand 3 Mk.

Eine feinsinnige Schriftstellerin bewährt sich in diesem Buche. Eine reine Seele fordert und wirbt für ewige Liebe, wenigstens schwache Menschenliebe. Alle Kapitel sind ansprechend, manche geradezu hinreißend schön. Versucht doch die Dichterin biblische Szenen und Personen auf das Altarsakrament zu beziehen. Nur eine Seele, die sich oft und mit glühender Begeisterung in die Hl. Schrift versenkte, kann mit solcher Souveränität den Stoff meistern. Besonders wertvoll wird das Buch durch die fruchtbaren Anwendungen fürs Leben. S.

Ewige Anbetung.

Sonntag, 8. Juli. Tag: Wotfelsdorf (Arch. Grottkau); Altirch (Arch. Sagan); Priebus (Arch. Sorau); M. a. Montopp (Arch. Schlawa). Nacht 8./9.: Breslau, Barmherzige Brüder.

Montag, 9. Juli. Tag: Randzin (Arch. Cosel OS.). Nacht 9./10.: Berlin, Lausitzerstraße, Marienschwestern.

Dienstag, 10. Juli. Tag: Breslau, St. Elisabeth (Arch. Breslau). Nacht 10./11.: Münsterberg, Elisabethinerinnen.

Mittwoch, 11. Juli. Tag: Oberstephansdorf (Arch. Neumarkt). Nacht 11./12.: Berlin, Ursulinen.

Donnerstag, 12. Juli. Tag: Salisfeld, Marienkapelle (Arch. Zudmantel). Nacht 12./13.: Bentzen, Hospital zum Hl. Geist; Vorromäerinnen.

Freitag, 13. Juli. Tag: Alodniz (Arch. Cosel OS.). Nacht 13./14.: Breslau, Waisenhaus, Mater dolorosa, Vorromäerinnen; Breslau-Carlowitz, Franziskaner.

Sonnabend, 14. Juli. Tag: Peicherwitz (Arch. Neumarkt). Nacht 14./15.: Berlin, Turmstraße, Franziskanerbrüder.

Einfach, schnell und billig



können Sie gute Suppen aus Maggi's Suppenwürfeln herstellen. Sie kochen die Würfel nur noch mit Wasser nach Kochanweisung und erhalten für 13 Pfg 2 Teller delikater Suppe, z. B. Eiernudeln, Erbsen, Blumenkohl, Reis, Königin, Grünkern und viele andere.